

Zeitschrift: Jahrbuch des Historischen Vereins des Kantons Glarus
Herausgeber: Historischer Verein des Kantons Glarus
Band: 51 (1943)

Artikel: Das Glarnerland in den Reiseberichten des XVII.-XIX. Jahrhunderts
Autor: Gehring, Jacob
Kapitel: 4: Internationale Reisende des 18. Jahrhunderts (Romantik)
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-584471>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 17.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

IV. Internationale Reisende des 18. Jahrhunderts. (Romantik.)

Wennschon *Coxe* und *Ramond* unser Land nicht gleichzeitig, sondern in zwei aufeinanderfolgenden Jahren bereist haben, rechtfertigen es doch die Umstände, daß man sie als zusammengehörig behandelt. *Coxes Reisebriefe* aus der Schweiz sind, laut der Widmung an die Gräfin Pembroke, im Juni des Jahres 1778 in Wien für den Druck redigiert worden. Die englische Originalausgabe ist 1779 in London, deren von Ramond besorgte französische Uebersetzung mit Anmerkungen ist 1782 in Paris erschienen. Unserer Arbeit zugrundegelegt ist die deutsche Zürcher Ausgabe (Orell, Geßner, Füeßlin und Comp.) vom Jahre 1781.

Wilhelm Coxe (1747—1828), Kaplan des Herzogs von Marlborough und Historiker, bereiste die Schweiz zusammen mit Kapitän Floyd als Begleiter des Lord Herbert Pembroke. *Coxes Reisebriefe* aus Glaris (!) datieren vom 29. und 30. Juli des Jahres 1776. Nach seinen eigenen Angaben hat der Engländer über die zu besuchenden Orte sich unterrichtet, u. a. aus Stanyans »Account« (1714) und aus J. Conrad Fäsis »Staats- und Erdbeschreibung« (1766). Die erste Hälfte des *Coxe'schen* Reiseberichtes besteht aus einem Résumé der Geschichte und Verfassung unseres Volkes und berichtet kurz über dessen Hauptbeschäftigungen. Hier äußert der Fremde den hübschen Gedanken, daß ein Sieg wie der von Näfels auch der alten Griechen Siege bei Marathon und Platäa über die mächtigen Heere der Perser beglaubigen könne.

Der Eingang des zweiten Briefes erörtert kurz Gestalt und Lage unseres Landes. Hieran schließt sich die Beschreibung eines Spazierrittes durchs Großtal und der Fußtour zur Pantenbrücke. Den Beschluß bilden Reflexionen über die demokratische Regierungsform, welche letztere für diese kleinen Republiken trotz der Umständlichkeit der Staatsmaschinerie die beste sein dürfte, befördere sie doch das höchste Wohl des größten Teils der Bevölkerung am ehesten. Besonders rasch zu treffende Entschlüsse träten ja an die Regierungen nicht heran, sei es doch deren Hauptaufgabe, die öffentliche Ruhe zu schützen und die Unabhängigkeit zu behaupten, denn Ueberfälle von außen seien nicht zu befürchten.

Auffällig an *Coxes* Reisebericht ist die Vernachlässigung des Glarner Unterlandes, bildet doch die Erwähnung der als einzigen, aber beredten Schmuck die Inschrift — 1388 — tragenden Gedenksteine des Schlachtfeldes zu Näfels alles, was der von Weesen her Ein-

reisende über jenes zu berichten hat. Gegenüber der großartigen Natur des hintern Linthtales verblaßten eben alle andern Eindrücke; auch der Hauptfleckten Glarus als Siedelung erfährt keine nähere Beschreibung.

Den Prospekt des erstaunlich dicht bevölkerten Großtals findet Coxe ähnlich dem der Gegend von Matlock in Derbyshire, »aber unendlich malerischer, wilder, mannigfaltiger und erhabener«.

Die besondere Bauart der Häuser mit ihren großen Vordächern, die sehr tief herab und weit über den Grund des Gebäudes herüberhängen, scheint ihm nicht bloß rücksichtlich der schneereichen Winter sehr zweckmäßig, sondern scheint auch trefflich mit der schönen Wildheit des Landes zusammenzustimmen. Alle bisher besuchten Bauernhöfe (des Appenzeller- und Glarnerlandes) »stellen das lebhafteste Gemälde der Reinlichkeit, Gemächlichkeit und Simplicität dar, und müssen notwendig jedem Beobachter der stärkste und zugleich angenehmste Beweis sein, daß der Besitzer davon glücklich ist«. Es scheint Coxe nicht bewußt geworden zu sein, daß der Führer seiner Gesellschaft diese zweifellos nur »repräsentative« Heimwesen hat besichtigen lassen.

Ob er aristokratisch, zünftisch oder demokratisch regierte Orte besuchte: überall wollte Coxe auch einen gemeinschaftlichen Geist der Freiheit verspüren, dank dessen in keinem Lande das Volk vernünftiger sei als hier in der Schweiz. Der Besuch der Kantone Appenzell und Glarus vermittelte ihm einen Begriff von der allgemeinen Gleichheit unter Demokraten. Als Typus eines solchen ist der Wirt eines nicht näher bezeichneten Gasthauses in Glarus erwähnt, wo die Engländer logierten. Durchdrungen von der ihm natürlichen Empfindung der Gleichheit der Menschen setzte er sich ohne Komplimente zu den englischen Gästen, um mit ihnen zu plaudern — nur vertraulich, nie aufdringlich.

Ablehnend verhält sich Coxe gegenüber der schweizerischen Gewohnheit, so viele Landeskinder um fremden Sold an die Schlachtbank zu liefern. Die rücksichtlich dieser Tatsache gebrauchten Ausreden läßt er nicht gelten, vielmehr scheint ihm jene »einen feilen Geist zu verraten, den die Stimme der Gerechtigkeit und Menschenliebe nicht sehr rühret«. Tadelnswert findet er auch die immer noch verbreitete Anwendung der Folter und verbesserungswürdig das Kriminalrecht, hat man doch mancherorts den Richtern »zu viel Raum gestattet, mehr nach den allgemeinen Grundsätzen der Gerechtigkeit, als nach diesem oder jenem andern geschriebenen Gesetze zu urteilen«.

Coxes Reisebericht zeichnet sich aus durch das darin bewiesene Verständnis für unsere Demokratie, durch die Aufgeschlossenheit für die landschaftlichen Schönheiten unserer Heimat und durch sachliche Kritik an ungesunden Verhältnissen. Daran, daß er nicht noch mehr bieten konnte, sei, sagt Ramond im Vorwort zu seiner Uebersetzung, das schuld, daß Coxe reiste wie Engländer eben zu reisen pflegen: « La constitution civile et politique a sur-tout arrêté ses regards; il a voyagé en homme riche; c'est parmi les hommes de son état qu'il a cherché des instructions; mais il ignorait la langue du pays, et n'a pu observer que très superficiellement le paysan des Alpes. »

Louis Ramond (1755—1827) dagegen hat seine Reisen zu Fuß unternommen: « avec un seul compagnon né dans la région que nous parcourions; comme lui j'entendais les différents dialects en usage dans ces contrées; tous deux, nous savions sacrifier nos aisances au but de notre voyage, nous cherchions l'hospitalité dans les cabanes les plus retirées, et nous avons vécu en égaux avec les bergers que nous visitions, déroband à leurs yeux tout ce qui aurait pu faire soupçonner que nous étions de simples curieux ».

Ramond und sein Begleiter, der Haslitaler Peter im Baumgarten, überschritten, vom Schächental herkommend, die glarnerische Landesgrenze im Juli 1777. Da die beiden sich an zwei jede nur mögliche Abkürzung benützende Bauern anschlossen, wurde der Abstieg für den Franzosen zu einem der gefahrvollsten Erlebnisse in den Schweizer Alpen. Der Marsch vom hübschen Dorf Linthal nach dem durch seine Lage, Größe, seine höheren Häuser und zahlreichen Einwohner bemerkenswerten Hauptfleck, hinterließ den Reisenden den Eindruck, daß kaum ein anderer Fleck Erde dichter bevölkert sein könnte als dieses Großtal.

Im Unterschied zu Coxe hat Ramond auch ein Auge für die Glarus mit Ennenda verbindende, im Jahre 1764 von dem Appenzeller Grubenmann erbaute Linthbrücke. Deren äußerst einfache Struktur zeuge schlagend für des Erbauers Genie. Ihr von einem einzigen Bogen getragener Laufsteg hatte eine Länge von achtzig Schritten.

Da und dort durchs Großtal hinunter bemerkten die Reisenden in der Nähe eines wohlgebauten und sauber sich präsentierenden Bauernhauses, Gruppen von im Freien arbeitenden Frauen und Kindern. Daß die Hausindustrie Eingang in dieses Land voll fruchtbarer Matten und prächtiger Obstgärten genommen hatte, findet darum Ramonds ausdrückliches Mißfallen, weil sie einmal einer bereits sichtbaren Verweichlichung des Volkes weiteren Vorschub leistet, und

sodann gänzlich abhängig ist von der Einfuhr der Rohstoffe, wogegen Aecker, Wiesen und Alpweiden treue Verbündete der Einwohner sind. Die Berge, zugleich des Landes Schutz und Zier, seien auch sein Schatz — solange des Landes Bevölkerung nicht zunehme!

Die Feststellung des Protestanten Coxe, daß unter den an Zahl stets wachsenden Evangelischen die Rührigkeit in jeder Art von Betrieb größer sei als bei den Katholiken, muß deren Glaubensgenosse Ramond bestätigen. Der Evangelischen hartnäckiges Beibehalten des alten Kalenders erklärt man dem Franzosen damit, daß dank der Verschiedenheit der beiden Kalender die Namenstage der Heiligen und andere katholische Festtage nun verschieden fallen, und daß so die Evangelischen glatt darum herum kommen, jene zahlreichen Festtage mitzufeiern, wozu andernfalls sie vertraglich verpflichtet gewesen wären. Coxes weitere Feststellung eines im ganzen Lande herrschenden rühmlichen Einvernehmens unter den Konfessionen, begleitet Ramond mit der Anmerkung, daß die Schweiz nur dieses einzige Beispiel derartiger Toleranz aufweise. Er hätte beifügen können, daß die Glarner Kirche wohl auch das einzige Beispiel einer Kirche mit je einer katholischen und einer evangelischen Orgel darbiete. Entweder aber haben sich sowohl Coxe als Ramond die Glarner Kirche nur von außen angesehen, oder dann beliebte es ihnen, die eine schöne Illusion betrüblich störenden Instrumente geflissentlich unbeachtet zu lassen.

Gelegentlich Coxes geschichtlicher Reminiszenz von der ehemaligen Herrschaft des Klosters Sädingen über das Land Glarus gedenkt Ramond der immer noch als jährliche Entschädigung an jenes Kloster ausgerichteten 16 Gulden, und schließt aus der Tatsache, daß die Glarner um dieses Servitut sich nicht herumdrückten, auf ein feines staatliches Ehrgefühl.

Ungeachtet seiner ernsthaften Bemühungen, ein zutreffendes Bild von Land und Leuten zu gewinnen, läßt auch Ramond gelegentlich eine gesunde Nüchternheit vermissen. Wie schade, daß er es nicht hat bewenden lassen an seiner Feststellung, daß hier seit zwei Dutzenden Jahren keine Exekution mehr stattfinden mußte, sondern fortfährt: *« on ne commet point de crimes capitaux chez cet heureux peuple »*. Denn ausgerechnet in den Jahren, da seine Ausgabe der Coxe'schen Briefe erschien, machte der Prozeß der Anna Göldin unliebsames Aufsehen in Europa.

In den »Observations du Traducteur sur l'Appenzell« vergleicht Ramond den Appenzeller mit dem Glarner, und beurteilt letzteren als tatkräftigen, rastlosen, unternehmungslustigen Menschenschlag, der

weniger Anhänglichkeit an seine heimatliche Scholle bezeige als alle andern Alpenbewohner. Daß dieses Urteil auf dem Boden eigener Erfahrung gewachsen sei, wagen wir ebenso zu bezweifeln wie seine Wahrheit. Ramond dürfte diese Charakterisierung des Glarners übernommen haben von seinen Zürcher Bekannten Geßner, Füßli, Breitinger, Lavater, welchen er auch diese und jene Nachricht über den Kt. Appenzell verdankte. Zuständiger als in dieser Feststellung halten wir Ramond in einer andern desselben Briefes, worin mitgeteilt wird, daß die Appenzeller hauptsächlich, daß aber auch die Glarner Handel mit selbst gewonnenem Salpeter treiben, wensschon letztere »paraissent un peu moins attentifs qu'eux aux ressources de la vie pastorale«.

Die bei Coxe vermißte Beschreibung des glarnerischen Unterlandes bleibt auch Ramond schuldig. Dafür enthalten dessen »Zusätze« einen eindrucklichen Bericht von der Juli-Landsgemeinde des Jahres 1777 zu Schwanden, an welcher er in Gesellschaft dreier Engländer und unter der Protektion einer ungenannten glarnerischen, Ramonds Ansichten über die industrielle Beschäftigung der Glarner teilenden Magistratsperson, deren Bekanntschaft der Franzose auswärts gemacht hatte, und deren Gast er war, teilnehmen durfte.

Der Zufall ließ Ramond einem Bauern begegnen, mit dem er sich über dies und jenes, vornehmlich aber über das Hauptgeschäft der kommenden Landsgemeinde unterhielt, und dessen Urteil ihn das erzieherische Moment an der demokratischen Verfassung nachdrücklich bewußt werden ließ. « C'était un homme d'environ quarante ans, d'une figure sévère, dont les idées me parurent si saines, et le caractère si fort, que j'avoue que je ne lui parlais qu'avec la crainte de lui dire des choses moins sensées que celles qu'il m'apprenait. Que l'on ne juge pas d'un paysan libre par le paysan que l'esclavage avilit, il n'en a ni le caractère ni la figure; il est aussi loin de lui par la fierté de son esprit que par celle de sa démarche... Je ne peinds ici que le Suisse libre, celui des démocraties. Le paysan sujet des aristocraties, qui n'a nulle part au gouvernement, retombe dans la classe inférieure des paysans ». Dans les démocraties « il a une grande idée de son importance individuelle, et un vif sentiment de la liberté; il s'instruit de ses droits, il apprend à les discuter, il pénètre dans les ressorts du gouvernement, il raisonne, quelques fois même il étudie. On lit dans les Alpes l'histoire Grecque et Romaine; il est des bergers qui ont des bibliothèques. »

Den Ramond'schen Schlußsatz auf die Hirten des Glarnerlandes seiner Zeit zu beziehen, scheint uns unmöglich zu sein. Wie bedauer-

lich, daß der Verfasser hier so allgemein sich ausdrückt, und damit mitschuldig wird an einer Gestalt wie Claurens »Mimili«.

An der außerordentlichen evangelischen Landsgemeinde des Jahres 1777 zu Schwanden genehmigte das evangelische Glarnervolk mehrheitlich das von den Eidgenossen aller 13 Orte auf 50 Jahre geschlossene Bündnis mit Frankreich. Für den anwesenden Franzosen Ramond war die Art der Erledigung der Bündnisfrage mit seinem Land umso schmeichelhafter, als die drei Engländer Zeugen der Bündnisbegeisterung der Glarner waren. Andererseits strahlte ein Teil des Glanzes »du plus magnifique Empire du monde« auch auf den Vertragspartner zurück: Gründe genug, um des Franzosen Meinung über diese Tagung sowohl als über das Land überhaupt günstig, ja nachsichtig zu beeinflussen. Ramonds Bericht ist natürlich kein alle Verhandlungsgegenstände aufzählendes Protokoll; so übergeht er beispielsweise das Verbot heimlicher Pensionen, die Besalzung des evangelischen Landesteils, die Bestimmung, daß künftig Ueberreüter aus Landsleuten genommen werden sollen, übergeht schonend das Traktandum der Verteilung der Bundsfrüchte*. Auch überläßt es Ramond ganz seinem Leser, kritisch Stellung zu nehmen zur Unvollkommenheit einer Landsgemeinde, wo »tout citoyen est libre de proposer, mais où le nombre de ceux qui ont quelque droit à un office est toujours très limité«.

Anschließend an eine Bemerkung Ramonds über »l'allemand corrompu« der Landsgemeinderedner, sei noch darauf hingewiesen, daß Ramond für Glärnisch stets »Glärnitsch« schreibt. Ob er es so gehört hat? Oder schreibt er so in Abhängigkeit von der ihm zweifellos bekannten, 1774 erschienenen Trümpi-Chronik, in welcher stets (z. B. auf den Seiten 14, 18, 640) Glärnitsch zu lesen ist? Den »Glaris« schreibenden Coxe belehrt Ramond: »il faut écrire Glarus«.

Assemblée générale à Schwanden 1777.

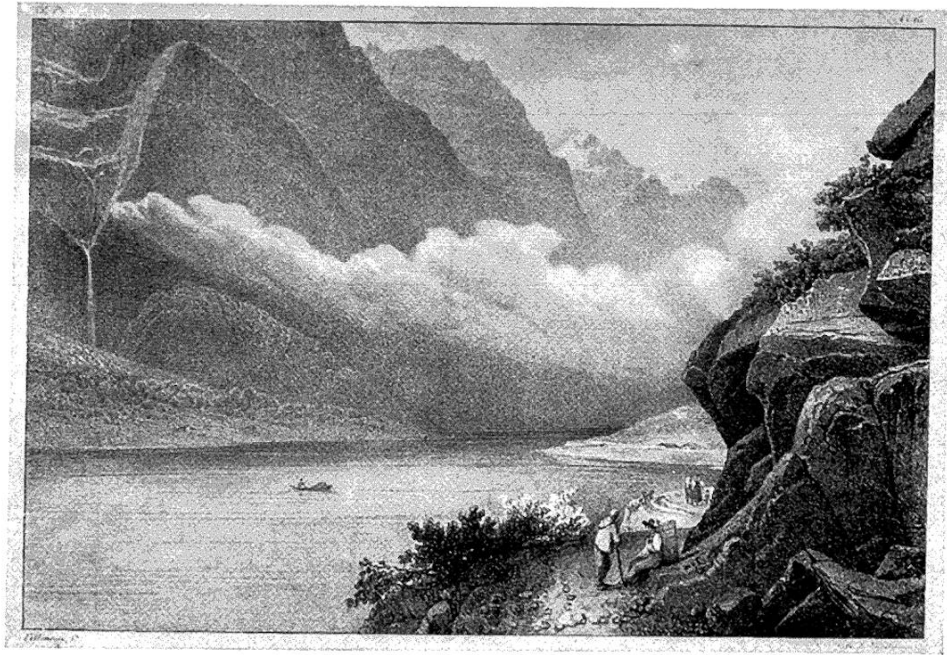
« Le dimanche 27 était fixé pour l'Assemblée générale, je me rendis avec le Magistrat qui me protégeait à *Schwanden*, grand et riche bourg éloigné de Glarus d'une lieue et près duquel se tient cette Assemblée. Une vaste prairie située entre le bourg et la montagne

* In einer späteren Ausgabe seiner Briefe (Basel 1802) bedauert es Coxe, daß bei dem Vertragsabschluß des Jahres 1777 auch Protestantisch-Glarus und Appenzell A. Rh. französische Pensionen angenommen hätten, und sagt: »Es wäre der schweizerischen Nation weit mehr Ehre erwachsen, wenn das ganze Staatswesen Zürich, Bern, Basel und Schaffhausen nachgeahmt hätte«.

en est le théâtre ordinaire; la pluie et le débordement des torrens avaient arrêté la plus grande partie des paysans, il ne se trouva au rendez-vous qu'un tiers des votants. Il fallait cependant satisfaire aux formes, et le Conseil, présidé par le Landammann, convoqua le peuple dans l'église du lieu pour lui faire décider si l'on procéderait sans avoir égard aux absents, ou si l'on s'ajournerait au lendemain. Trois Anglais qui traversaient le Canton se joignirent à nous, et le Président, ayant demandé au peuple assemblé son agrément pour introduire dans le cercle quatre étrangers, dont l'un était Français, une acclamation bruyante et flatteuse nous annonça le consentement de ces Républicains.

J'avoue qu'à l'entrée de l'église une sorte de terreur fut le premier sentiment que j'éprouvai; douze cents hommes environ, accumulés en désordre dans un vaisseau étroit et sonore qui retentissait de leurs voix tumultueuses, le Président et le Conseil pressés au centre, et menacés par un parti de mécontents dont le groupe turbulent ne pouvait être contenu, tout se réunissait pour rendre ce spectacle vraiment effrayant pour des hommes qui n'avaient vu que des assemblées paisibles, des débats de *barreau* et du tumulte de *parterres*. Les Anglais qui nous accompagnaient demeurèrent plus longtemps que moi dans l'incertitude, parce qu'ils n'entendaient point la langue du pays. Je fus bientôt en état d'écouter et d'observer plus froidement, et je fus frappé de la disproportion apparente qui règne entre les discours et les figures. L'objection la plus simple et la moins insultante était prononcée d'une voix si tonnante, et accompagnée d'un jeu de physionomie si outré, que celui qui ne la comprenait pas l'aurait prise pour une menace faite dans toute la fureur du ressentiment et que l'effet allait suivre.

Il fallut deux heures entières pour juger la question qui était agitée avec d'autant plus de chaleur qu'il y avait un parti redoutable opposé au Président et à l'un des Conseillers de Régence, qui ayant été nommés Commissaires du Canton pour aller signer à Soleure les préliminaires du traité, avaient, suivant quelques-uns, excédé leurs pouvoirs qui portaient quelques restrictions. Ce parti ne voulait point s'ajourner parce qu'il était en forces, et le parti opposé voulait qu'on s'ajournât, parce que les affaires étaient assez importantes pour exiger le suffrage de la plus grande partie du Canton. Après bien des débats on s'ajourna au lendemain, et nous passâmes la journée et la nuit en fêtes parmi les paysans du parti de la Magistrature. Dans l'Assemblée dont je venais d'être témoin comme dans la suivante, je ne pus trop admirer la sagesse et la



Klönthal
Villeneuve, 1826

fermeté avec laquelle le Président soutenait le choc, l'adresse avec laquelle il maniait les esprits et la dignité qu'il sut mettre dans tout ce qui avait rapport à sa justification...

« Pendant la journée du Dimanche les *notants* arrivèrent de toutes parts à *Schwanden*, et le nombre se trouvant à-peu-près complet, on se rendit le lendemain matin dans la plaine où se tient l'Assemblée générale. C'est une prairie de quelques arpents, située, comme je l'ai dit, au pied d'une montagne et près du bourg de *Schwanden*. Un quadruple rang de bancs y était préparé et formait un cercle de plus de trois cents pieds de diamètre. Les Magistrats ayant pris place dans le cercle intérieur, le peuple, composé d'environ quatre milles hommes tous armés, occupa les bancs sans aucune distinction, si ce n'est celle que l'on veut bien faire en faveur des Curés du Canton, auxquels on donne des sièges commodes immédiatement à côté de ceux des Magistrats. Le Président debout, et appuyé sur l'épée de la liberté*, était placé près du centre du cercle avec le Greffier et deux sergents habillés de manteaux à la livrée du Canton. Les femmes n'approchent point du cercle, mais les enfants mâles qui n'ont pas encore atteint l'âge de seize ans, ont le droit d'en occuper le centre, pourvu qu'ils ne s'y tiennent point debout, tant par respect pour l'Assemblée que pour ne point arrêter les voix et interrompre les regards.

Que l'on imagine si l'on peut quelque chose de plus imposant que ce spectacle, et de plus respectable qu'une assemblée d'hommes libres, réunis pour discuter leurs intérêts communs, assis sur la terre qui les a vus naître, qui les nourrit et qu'ils ont défendue contre le joug de domination qui pèse sur le monde, ayant devant eux leurs enfants qui s'enflamment déjà au nom de la liberté et qui apprennent d'eux à la transmettre intacte à leur postérité. Quel édifice aurait la majesté de cette vallée protégée par les boulevards naturels du pays, parsemée de cabanes et couverte de troupeaux, qui présentant à ces Républicains les douceurs de leur pays, raniment dans tous les cœurs l'amour de la patrie?

J'étais pénétré de ce que je voyais, et je ne pouvais assez admirer ce mélange sublime de grandeur et de simplicité, dont rien jusqu'alors ne m'avait donné l'idée. Tout me semblait ici digne des premiers âges des peuples: tels étaient les anciens Romains et les

* « Le Président s'appuie sur un long et lourd cimenterre, du nombre de ceux qui ont autrefois repoussé les Autrichiens. Il est sans ornement, c'est l'épée d'un brave patriote du quatorzième siècle. Quel sceptre que celui-là quand c'est un Republicain qui tient! » (Ramond).

Républicains de la Grèce; tels étaient ces vertueux Gaulois et ces braves Germains, nos respectables pères.

Qu'à côté de cette idée on place celle de la France, que l'on imagine ce petit peuple assemblé pour traiter d'égal à égal avec le plus magnifique Empire du monde, l'étonnement augmentera, et l'on aura devant les yeux l'image du plus singulier contraste politique et moral, dont l'histoire nous fournisse l'exemple.

L'Assemblée fut ouverte par un discours du Président, qui rendit compte avec une noble simplicité des détails de sa commission et des raisons qui l'avaient engagé à signer le traité. Son collègue se leva ensuite pour le même sujet, et fit un discours plein de force et remarquable surtout par cette éloquence naturelle qui tire parti du langage le plus ingrat. L'allemand corrompu des Glarois prit dans sa bouche une grâce singulière. Ce discours produisit un effet sensible et j'eus, pour la première fois, le plaisir de distinguer les différentes nuances du sentiment sur des physionomies simples, et dont rien ne contraignait le jeu. Le Président avait convaincu, son collègue fit trouver du plaisir à la conviction, bientôt toutes les voix se réunirent pour applaudir à la conduite des deux Magistrats.

Le président proposa ensuite la ratification que l'Ambassadeur de France attendait à Soleure. Un objet d'aussi grande importance devait être décidé à la pluralité des voix; toute l'Assemblée s'écria unanimement qu'il était inutile de les compter, et que s'il existait un citoyen qui ne fût pas l'ami des Français, il ne fallait pas qu'il fut connu; les acclamations redoublèrent alors avec un transport dont j'expliquai, non sans un peu d'orgueil, la cause à mes compagnons Anglais. Sur le champ une lettre fut écrite et scellée par le Président et le Greffier au nom de tout le Canton. Le peuple ordonna à l'un des sergents de prendre la lettre et de partir à l'instant pour Soleure; le sergent fier de la commission, remercie du geste ses concitoyens et part au bruit des acclamations. Le Magistrat, mon respectable ami, vint m'embrasser, et me pria de rendre compte de ce que j'avais vu à l'Ambassadeur de France lorsque je passerais à Soleure. Huit jours après j'eus le bonheur de remplir ce devoir.

On procéda ensuite à la nomination des différents Officiers de la régence; cette élection se fait ainsi: le Président ayant désigné l'office qu'il est question de remplir, le Greffier parcourt toute la circonférence du cercle en écrivant sur un papier les noms qu'on lui dicte pour être proposés. Tout citoyen est libre de proposer, mais le nombre de ceux qui ont quelque droit à un office, étant toujours très-limité, les mêmes noms sont répétés par toutes les bouches, et

le nombre des proposés ne se multiplie pas à un certain point; la liste est ensuite remise au Président, qui offre alternativement les candidats aux suffrages de l'Assemblée. A mesure qu'il les appelle, on estime les voix qui se désignent en levant la main, et l'on rejette de la liste tous les noms qui ont le moindre nombre des mains; le sort ou les voix prises de même décident entre ceux qui restent. On sent que ce procédé est extrêmement long, et la séance qui avait commencé à dix heures du matin se prolongea jusqu'à sept heures du soir; elle allait se terminer lorsqu'il se présenta une affaire nouvelle et d'un genre bien différent.

Deux paysans, plus que séxagénaires, vinrent demander au peuple des dispenses pour épouser des parentes orphelines et pauvres, auxquelles ils voulaient donner une aisance honnête. Sur l'exposé, plusieurs voix s'élevaient en leur faveur, quand un Curé prit la parole pour représenter les droit du Clergé; il fit un discours plein d'érudition, pour prouver qu'il n'appartenait point à un corps politique de s'immiscer dans les affaires religieuses, et que le pouvoir législatif de l'Assemblée générale avait pour bornes les loix de Dieu et celles de l'Eglise. Il concluait par demander au peuple le renvoi de cette affaire et de toutes les affaires semblables au consistoire Ecclésiastique: une opposition s'éleva, elle partait d'un simple berger; il distingua dans les *degrés prohibés* ceux qui le sont de droit divin, et ceux qui ne le sont que de droits humains; quant aux premiers, disait-il, l'Eglise n'a pas plus de pouvoir que les Laïcs pour enlever l'obstacle; mais les seconds ne sont que des empêchements civils qui peuvent être détruits par celui qui a le droit de faire et d'abroger des loix civiles; c'est-à-dire, par le Souverain. — Qu'on se rapelle que c'est un berger qui parle... Il conclut par engager l'Assemblée générale à prononcer sur ses dispenses. Un plaisant, car les Alpes en produisent, fit observer à l'Assemblée, que puisque ses deux séxagénaires avaient la fureur de se marier, il valait mieux qu'ils en passassent leur envie aux frais de leurs familles qu'à la charge des autres. On riait quand une observation plus sensée et dont la force paraîtra aussi surprenante que la simplicité, fut faite par un autre paysan. *Si les loix sont justes, dit-il, les dispenses sont des grâces, et les grâces ne doivent être accordées que dans les circonstances où un grand avantage peut résulter de l'inexécution de la loi; mais le mariage d'un vieillard n'est point une de ces circonstances; sa demande donc ne doit point être écoutée favorablement, il est plus que personne, dans le case de la rigueur de la loi, et les dispenses pour les mariages doivent être réservées à ceux auxquels il convient de se marier.*

Un applaudissement universel s'éleva, et l'on renvoya les deux vieillards, en arrêtant d'établir à la prochaine Assemblée une loi fixe sur cet important objet.

C'est ainsi que se termina cette Assemblée, qui pendant neuf heures entières m'occupa sans me faire éprouver le moindre ennui, et dans le cours de laquelle j'ai fait sur le jugement, les connaissances et le caractère des habitants des démocraties, les observations les plus satisfaisantes. Il serait curieux pour un de ces Français qui se plaignent de l'inflexibilité de leur langue, d'entendre ce que devient le dialecte le plus rude et le plus corrompu de l'Allemagne, maniés par des hommes qui sont entraînés par un vif sentiment de ce qu'ils disent. La force, la douceur, la fierté, la mollesse, semblent successivement lui devenir naturelles; le langage a toujours été au ordres des passions. »*

*

H. Besson, ein angesehener Vertreter der Naturwissenschaften, im besonderen Mineraloge, ist der zweite Franzose, der 1777 unser Land bereist und seine Reiseeindrücke veröffentlicht hat. Wie Ramonds Aufenthalt war auch der seine vom Wetter außerordentlich begünstigt: « On ne se souvenait pas en Suisse d'avoir vu un été aussi sec et un temps si constamment beau qu'il l'a été cette année. » Bessons Reisebericht zielt vor allem auf Belehrung und in zweiter Linie erst auf Unterhaltung: « Il est plus question ici d'exactitude et de la vérité que d'agréments. » Trotzdem bietet der Verfasser nicht etwa eine trockene Systematik, sondern verrät auf Schritt und Tritt starke Empfänglichkeit für die Schönheiten der Natur, die er auch nicht selten mit sicherem Stift zeichnerisch festgehalten hat.

Als Naturwissenschaftler scheint Besson das Fachwissen seiner Zeit in ganzem Umfange beherrscht zu haben. Aus dem Eindruck vom Reichtum dieses Wissens sowie aus der Sachlichkeit der Darstellung gewinnt der Leser die Ueberzeugung voller Zuverlässigkeit des Berichtes. Der Geologe von Fach wird nicht umhin können, Bessons Befund ungekürzt zu studieren.

Bei Bilten unser Land betretend, wandte sich der Reisende in Niederurnen übers Riet nach Weesen und zum Walensee, « qui est entouré de très-hautes montagnes calcaires, la plupart à pic, dont le pied seulement se précipite dans ses eaux. Il n'y a rien de si sauvage que l'aspect de cette enceinte et de ces rochers. La navigation y

* Zitiert nach der Ausgabe von 1782, Paris (Wae 39).

est très dangereuse, parce qu'il y a peu d'endroits pour aborder, et que les vents sont terribles, quand ils s'enfourment dans ce gouffre; peu de jours auparavant il y avait péri un bateau avec plusieurs passagers... »

Auf dem Weg von Glarus — « un des endroits de la Suisse où on vit le plus chèrement » — nach Ennenda fiel ihm die »Rotrisi« in die Augen. Deren hartes Gestein, sagte man ihm, werde im Lande verwendet, »pour paver les foyers des cheminées«. Eine ähnliche Gesteinsschicht konnte Besson auch am Glärnisch finden. « Ce doit être celle-ci qu'on emploie pour les âtres des cheminées; si on employait l'autre qui est mêlée de pierre calcaire, elle s'y calcinerait, pourrait même entrer en fusion à cause de son mélange... »

In Schwanden sah sich Besson vor die Wahl gestellt, das Haupttal weiter zu verfolgen oder ins Kleintal abzubiegen. « Le petit Vallon où coule la Sernft... est plus difficile et moins fréquenté, raison qui nous l'a fait choisir de préférence, dans l'espérance d'y voir quelque chose de moins connu. » Nebst manchem, was vor allem den geologischen Fachmann interessieren und was hier nicht aufgezählt werden kann, erwähnt Besson im Verlaufe seiner Beschreibung einmal die Höhen hinter dem Mülibachtal, auf denen eine größere Lage schönen weißen Gipses zu bemerken ist, der beim Kirchenbau in Ennenda (1774) gute Verwendung gefunden habe. Am Bergwerk in Matt tadelt er die mangelnde Vorsicht beim Abbau: « il y a de grandes cavités; on n'y prend pas les précautions nécessaires, soit pour le déblai, soit pour le soutien des parties supérieures... » Einen folgenden Abschnitt widmet Besson dem

Meridien naturel.

« Le fond du petit vallon est borné par de très-hautes montagnes couvertes de neige. Parmi ces montagnes on distingue le *Falzaber* dont le sommet est couronné de pointes et d'aiguilles, au-dessous desquelles on distingue une couche horizontale*. Une montagne en cône est en avant, et successivement plusieurs autres montagnes qui sont très-rapides et avec des escarpements: celles qui sont les plus proches, surtout les tas formés des débris de celles qui sont derrière, sont boisées et couvertes de sapins. Ce qu'il y a de remarquable dans le haut de la

* »*Falzüber* ... ist eine kleine, wilde Alp, am Nordabhange des Sardonen... Unmittelbar über der Hütte der Matt erhebt sich ein runder Hügel, *Huen* genannt.« (Heer und Blumer) — Die dem »Helvet. Almanach« für 1809 beigegebene Karte des Glarnerlandes von Keller-Scheurmann nennt die Alp »Falzhabern«.

montagne de Falzaber*, est un trou percé en rond, qui paraît avoir environs trois pieds de diamètre en le voyant du village. Les 3, 4 et 5 Mars, et les 14, 15 et 16 Septembre, vieux style, le soleil passe derrière ce trou; on en voit le disque en plein les 4 et 5, et il éclaire alors le clocher du village d'Elm. Les habitants disent que ce trou est fort grand, qu'il peut avoir environ 25 pieds de diamètre. On jugera si cette montagne est élevée, puisque le village d'Elm, couvert par cette montagne, est privé en hiver de la vue du soleil pendant six semaines. Quel pays, quelle habitation au centre de l'Europe! On voit commodément ce trou de la maison du Curé** chez qui nous nous sommes arrêtés et avons logé. Dans ces pays perdus, il n'y a point d'auberges, ces Messieurs veulent bien recevoir le peu d'étrangers qui ont la curiosité de voir de pareils pays. Ce Curé nous fit manger du chamois et de la marmote, qui est fort bonne pour ceux qui ne craignent pas le goût sauvageon du gibier, elle est fort grasse et délicate. Ce pays est giboyeux, parce qu'il est à portée du Freyberg, qui est un terrain conservé, où l'on ne peut chasser qu'avec la permission du Magistrat. Quand on est sur ces montagnes très-élevées et dans la région des neiges, sur-tout du côté du midi, on entend le cri ou l'espece de sifflement de l'oiseau de proie, quand il plane dans les airs: ne voyant pas de ces oiseaux, on nous dit que c'étaient des marmotes qui avertissaient qu'elles voyaient quelqu'un: en effet, après ce sifflement, on en voyait partir avec rapidité comme des lapins, pour se terrer et se cacher; quand le soleil luit, elles s'y mettent entre quelques pierres pour être mieux abritées, et y sont dans une forme comme les lièvres; elles ne se laissent point approcher, il faut les guetter, les surprendre et les tirer à balle; les Suisses sont fort adroits chasseurs; ils ont des fusils particuliers et longs pour cette chasse et celle des chamois. Les marmotes vivent d'herbes; quand les froids approchent elles se terrent et se rassemblent au nombre de quatre, cinq, au plus six, dans le même trou, dont l'entrée est bien fermée de foin et de mousse; on les trouve engourdies couchées les unes à côté des autres, ayant sous elles du foin et de la mousse. Elles sont fort grasses quand on les déterre avant l'hiver, et fort maigres après; on ne trouve rien dans leurs intestins, d'où l'on prétend en Suisse et en Savoie que

* »Der nördlichste Tschingelspitz ist durchbrochen, und zwar ist das Loch (das Martinsloch) so groß, daß ein kleines Haus in demselben Platz fände.« Heer u. Blumer.

** Bei diesem Curé handelt es sich um den schon von Schinz erwähnten, einstigen lateinischen Präceptor zu Glarus, nunmehrigen Pfarrer zu Elm (1754—1814) und nachmaligen Dekan *Felix Freuler*.

les marmotes mangent quelque chose pour se vider avant de se terrer; voilà ce que disent les chasseurs de ce pays.

Entrée au pays des Grisons.

Du village d'Elm on continue à monter le reste du petit vallon, pendant une lieue et demie parmi les mêmes espèces de pierres qu'on vient de décrire; en passant au travers de bois et de forêts de sapins et de quelques pâturages dont ce haut est couvert, on parvient au pied du *Bundner-Berg*, montagne des Grisons, qui ferme la tête du vallon. On laisse à droite un fond ou espèce d'entonnoir, entouré de très-hautes montagnes inaccessibles, pour s'enfourner à gauche entre des rochers qui se sont fort resserrés, où coule un torrent. Le lieu ferait horreur, si on ne se trouvait accoutumé par degrés à voir de ces positions effrayantes: tout y est aride, il n'y a plus d'arbres ni de végétaux, ce sont des rochers entassés les uns sur les autres; ce lieu paraît d'autant plus affreux que le passage a été subit, et qu'en sortant des bois et des forêts, on se trouve tout-à-coup parmi ces rochers qui s'élèvent comme des murailles, et dont on ne voit pas la cime; cette gorge ou cette entrée qui se nomme *Jetz*, est la communication du canton de Glaris aux Grisons... le passage est très curieux pour la Lithogéognosie, il est rare de trouver autant de phénomènes intéressans rassemblés, et des substances aussi variées par rapport à leurs positions; c'est le local qui mérite le plus d'être examiné en Suisse, et le plus difficile que nous ayons parcouru...*

A différentes reprises, on passe sur de grands amas de neige dans cette gorge qui en conserve en tout tems; depuis nombre d'années on n'y en avait pas vu moins que dans cette année (1777). On y a élevé de hautes perches de distance en distance pour indiquer le chemin, et empêcher ceux qui y passent de se perdre dans des gouffres ou des endroits à pic, où on resterait enseveli dans les neiges sans aucune espérance de secours dans un lieu si peu fréquenté. On parvient enfin à un petit vallon qui est presque de niveau; il n'est jonché et rempli que de pierres, de blocs et de masses de rochers de toutes grandeurs...

Dans beaucoup d'endroits de ce vallon il y avait encore de la neige, et par l'humidité et les eaux qui y étaient, on pouvait juger que le surplus de la neige s'était fondu dans les jours précédens. On monte encore un peu plus haut et on trouve un fond où les eaux

* Auch die Trümpi-Chronik sagt: »ein bekannter mühsamer Weg... unser Vieh nach Lauis geht mehrentsils diesen Weg«.

se perdent et s'infiltrèrent dans l'intérieur de la montagne; il n'y a point d'écoulement d'ailleurs.

On trouve à cette hauteur les restes d'un chemin pavé, qui a été fait du côté de Glaris, il sert de bornes à ce canton et au pays des Grisons...

Cette montagne ... tournée au midi ... est un vrai pays de marmotes, on y entend souvent leurs sifflemens, et on les aperçoit à de grandes distances. Il est étonnant, combien les habitans de ces montagnes ont la vue perçante, ils sont accoutumés, ainsi que les matelots, à voir et à distinguer les objets de loin. Il fallait souvent la lunette pour appercevoir ce que ce guide* voyait distinctement. C'est un chemin bien extraordinaire que celui que nous parcourions... Le guide chargé d'un porte-manteau allait tranquillement, posant le pied toujours à l'endroit le plus convenable, et ne faisant jamais un faux pas, tant ces habitans des Alpes sont accoutumés à parcourir de pareils chemins. Il est nécessaire d'être chaussé comme ces montagnards pour les suivre, d'avoir des semelles d'un pouce d'épaisseur, bien battues et garnies de clous; avec une pareille chaussure qui ne fléchit pas, on franchit un mauvais passage, pourvu qu'il y ait une saillie de deux pouces à pouvoir mettre le bord du soulier; un bâton ferré aide quelquesfois, mais les montagnards prétendent qu'il ne faut pas s'y accoutumer, encore moins s'y fier: ces bâtons sont surtout utiles sur les glaciers, quand on a quelques fentes à franchir. Dans quelques endroits trop escarpés de ce chemin, on a taillé des passages tels quels: on ne peut s'empêcher d'admirer de plus en plus la patience et l'industrie de ce peuple, pour se procurer des passages dans des lieux aussi difficiles, qui ne paraissent pas devoir être fréquentés par des hommes, mais par des oiseaux, tout au plus par des chamois. »

*

M. Th. Bourrit (1739—1819) hält in seiner »Description« (Genève 1781) die Fiktion aufrecht, daß er auch das Glarnerland besucht hätte. Noch im neunten Kapitel ist seine Ausdrucksweise überzeugend, es handle sich um reale Erlebnisse. Mit dem nächsten, den Kanton Glarus behandelnden Kapitel tritt an die Stelle des »wir« in der Berichterstattung das »man«. Seite 269 der deutschen Ausgabe (vom Jahre 1782) referiert Bourrit z. B. über die Eistäler der Glarner Gebirge und sagt: »Man kann sie leichter sehn als hinzu-

* »qui nous avait accompagné« (p. 133) — also doch wohl ein Glarner, d. h. Elmer.

kommen. Um diesen Anblick zu genießen steigt man auf den Berg Tödi... auf welchem man alle Eistäler des Landes übersehen kann.« Nach dieser Probe dürfte der Leser unsere Ansicht teilen, daß Bourrit seinen Bericht teils nach der Karte, teils aus seiner Phantasie verfertigt hat, nach bereits vorhandenen Beschreibungen. In jedem Fall entbehrt die Darstellung einiger Bedeutung.

*

Johannes Geßner, Arzt und Naturforscher (1709—1790), der bereits 1731 und 1745 an den von V. D. M. Joh. Schmutz beschriebenen Glarnerlandreisen teilgenommen hatte, war auch der Mentor der 1781 über den Panixerpaß ins Sernftal einreisenden HH. Ehrhardt, Arztsohn aus Memmingen, und Welti, Arztsohn aus Zurzach. In der ausgedehnten Fußwanderung des Medizinertrios dürfte es sich nicht mehr um eine Bildungsreise schlechthin, sondern wesentlich um eine botanische Exkursion gehandelt haben. Die rasch, oft in kaum leserlicher Schrift hingeworfenen Zeilen des vier schmale Seiten füllenden »Reiseberichtes« von Geßner verraten hierüber allerdings nichts, waren sie doch zu nichts weiter bestimmt als dazu, dem später in der Stille seiner Studierstube auf das Vergangene zurückblickenden alten Herrn die Stichworte zu liefern, dank welcher sich das nur eben Angedeutete sowohl nach der Breite als der Tiefe ergänzen ließ. Gerade z. B. bei den trotz ihrer Knappheit so sympathischen Bemerkungen Geßners über die Arbeitsbedingungen im Plattenberg verspürt man mit aller Deutlichkeit, daß noch Unausgesprochenes zwischen den Zeilen liegt. Hierin wie auch in der Fülle der »Stichworte« berührt den Leser die Weite des Geßnerschen Horizontes aufs angenehmste.

Geßner, Erhardt und Welti, nebst dem sie als Diener begleitenden Nachtwächter Heinrich Wagner aus Zürich, stießen am 30. Juli 1781 von der Paßhöhe absteigend in der Nähe *Elms* auf einen mit Baumrinden beladenen Mann, der auf Befragen die Auskunft erteilte, seine Last diene zur Einhüllung des Ziegers.

Nach einer bei dem »lustigen« Pfarrer (Felix Freuler) jener Gemeinde eingenommenen Erfrischung marschierten sie, »elende« Brücken passierend, weiter nach Matt, wo sie »bei Schatzvogt *Stauffacher*, einem feinen policirten und weitgereisten Mann einkehrten«. Nachtessen: Gerstensuppe, Braten, Zwetschgen, Glarner Würst, Wein und Brot. Zur Nachtruhe standen gute Betten bereit.

31. Juli. Tagwache um 5 Uhr. Unter Geleit des Wirtes Besuch des Plattenberges, wo sie nach einer kleinen halben Stunde ankamen.

In der Mitte des Berges das »Kreidenloch«, in welchem Hohlgang man die Kreide talkicht und braun antrifft; trocken wird sie dann weiß. Die Förderung der Platten geschieht unter Lebensgefahr. Schon öfters wurden die Arbeiter mit Schutt überdeckt. Die Bezahlung der Arbeiter geschieht per Stück. Der Wirt sagte den Reisenden, »daß er vor zwei Jahren bei 25 000 Platten nach Holland geliefert«.

Nach der Besichtigung der Kirche ins Gasthaus zurückkehrend, begegnet die Gesellschaft Herrn Dr. und Chorherrn *Martin* von Glarus. Dessen Knecht ward beladen mit den von dem Arzte auf seiner Alp »Kuhboden« gesammelten Pflanzen. Dr. Martin sammelte sie nicht zu seinem eigenen Bedarf, sondern »für Herrn Professor De L'Achenal und den Botanischen Garten in Basel«.

Mittagessen: Suppe, Voressen, Standfleisch, Würst, gekochte Zwetschgen, Kirschen, Krachmandeln, Wein und Brot. Nachher Besuch des greisen Pfarrers *J. Steinmüller* in Matt, mit dem man sich unterhielt »über die Unvollkommenheit der menschlichen Kenntnisse«. Um 2 Uhr Abmarsch nach Glarus. In Schwanden konnten sie einen beabsichtigten Besuch nicht ausführen, »weil Helfer *Trümpi* zu St. Moritz eine Cur für seine schwachen Gesundheitszustände braucht«. Weiter über Sool nach Mitlödi und *Ennenda*. »Der Geiz soll allen seinen Einwohnern eigen sein, und sehr viele von dem Baumwollenspinnen zu großen Kaufleuten sich emporgeschwungen haben«.

»Am Ufer der Linth sieht man sehr feste Dämme um den wüthend wilden Wassern Einhalt zu thun. Rechts ist ein ziemlich beträchtliche Oeffnung, damit das Wasser, wenn es auch die Dämme übersteigt auf das Stück sich ergießen möchte.«

Dr. Marti — dem sie wohl auch die Belehrung über den Geiz der Ennendaner verdanken — wies die Reisenden in Glarus an die »Herberg zum Adler«. Hier stießen sie auf den Zürcher Stadtarzt Meyer, der sich eben mit dem bei ihm in Kondition stehenden Medicus Iseli* unterhielt. Dr. Martis Knecht, der den Reisenden deren Säcke durch den Flecken trug, erhielt 4 Batzen.

Nachtessen: Suppe, Fisch, Guggel, Braten, Würst, gekochte Zwetschgen, Krachmandeln, Haselnüssen, Turten. Herr Ehrhardt bekommt davon Kopfschmerzen und »Vomitis«.

1. August: $\frac{1}{2}$ 5 Uhr Tagwache. Besichtigung des Fleckens. »Die schönsten Häuser haben nur Schindlentächer die mit Steinen beschwert sind.« Nach besorgten »Observationen« — d. h. nach Ablesen von Barometer und Thermometer — Besuch bei Herr Lands-

* Vermutlich Dr. Joh. Jak. Iselin (1734—1808) von Glarus.

fähdnrich *Zwicky*, der die Herren »sehr freundschaftlich aufnahm. Auch sein Sohn machte seine Aufwart, der in Göttingen die Jura studiert hatte*. Er redte unterdes von litterarischen Gegenständen«, erwähnte auch, daß er inzwischen zum Kriegsrat erwählt worden sei. Das Gespräch wurde geführt bei Malaga, Biscuits, Macronen und Brot, und glitt bald auf die Studenten und Professoren Göttingens, auch auf den berühmten »Gryno«.

»Von da giengen wir zu Herrn Dr. Martin. Er zeigte uns ein von ihm in Basel gesammeltes Herbarium. Die Kupfer und das Titulplatt sind in Memmingen gedruckt. Er zeigte uns Prospecte von Berlin und Potsdam. Er führte uns in die Bibliothec wo eine Sammlung seit 15 Jahren gestiftet ist, vom Anfang des jezigen Seculo.«

Spaziergang aufs Bürgli. Unten am Hügel ist »ein Bergwerk von Calcsteinen. Oben die Capelle. Links beym Eingang stehen die 5 Fingermale Felici und Regulae in einem Tropfstein an der Wand. Die Capelle ist hell und hat drei Altäre.« Bei dieser Gelegenheit erfahren die Herren von Dr. Marti, daß im Glarnerland kein Sandstein zu Bauzwecken gefunden wird, sondern aus Zürich bezogen werden muß.

Besuch des Rathauses. »Es ist ein großes Zimmer auf dem 2ten Etage, wo sich der Rat versammelt. An der Bühne hangt ein Bild das von vorne eine Jungfrau, hinten mit Hirschgeweihen, vorstellt, unter welchem der Eyd geschwohren und die gemeynen Verbrechen abgestraft werden**. Auf der linken Seite stehen die Wappen der Herren Landammann. Daran ist eine Kammer darin abgesandte Geste werden. Im untern Etage wohnt der Landweibel. Im obersten sind die Gefangenschaften. Bey der Kirche steht ein Hof mit 3 Linden (daher der Lindenhof genandt wird) wo die Landtage gehalten werden und das Urtheil über die armen Sünder gesprochen wird.« Rückkehr zum »Adler« und Begleichung der Rechnung. »Unsre Uerth war 4 fl. 20 B«. »Wir kauften für 4 B. Birnen und gaben 6 B. Küchengeld. Auch einem Mann so uns die Säcke außer den Flecken trug 4 B.«.

* Hans Peter Zwicky (1762—1820), Verehrer Salomon Geßners — Freund Dioggs und Johannes v. Müllers.

** Vergleicht man diese Beschreibung mit der Angabe Nüschelers (1727): »In der Rathstuben Tilli hanget eine aus Holz geschnizlete *Justitia*«, so kommt man zum Schlusse, daß es sich um einen Hängeleuchter der deutschen Renaissance, um ein sog. »Leuchterweibchen« handelt, dessen Vorderteil stets eine aus Holz geschnittene Frauenfigur — in unserem Falle die Gestalt der *Justitia* — darstellt, welche ein Geweih trägt, auf dessen Enden Lichtteller für Kerzen aufgesetzt sind.

Marsch über Netstal nach Näfels, »wo wir in dem Wirtshaus zum Rößli nicht einkehren konnten weil niemand zu Haus war als die Wirthin, die uns nicht kochen wollte. Wir gingen also in ein anderes Haus wo wir Wein und Brot hatten waß 20 B. kostete. Von da gingen wir zur Kirchen an der seit 4 Jahren gebaut wird. Sie ist groß, hat 5 Altäre, eine marmorartige Kantzel und ein ahorne Orgel.« Ueber Katholisch-Oberurnen — mit Kirche ohne Orgel — nach Niederurnen. Bei dessen evangelischer Kirche das Grabmal von H. Antony Felice, aus »vornehmer Familie aus Bern, der bey seiner Rückkehr von St. Moritz unglücklicherweise in der Linth ertrank«. — Auf Biltens Kirchturm bemerkten die Reisenden ein Storchennest.

*

La Borde's vom 7. August 1781 aus Glaris datierter Reisebrief bezeugt zwar des Franzosen Anwesenheit in Gesellschaft mehrerer die Gegend en voiture besichtigender Landsleute, belegt aber gleichermaßen, daß er weniger mit seinen eigenen als mit den Augen seiner Vorgänger Coxe, Ramond und Besson geschaut hat.

*

Die im »Helvet. Calender für das Jahr 1783« mitgeteilten Auszüge »Aus dem Tagebuch einer Gesellschaft junger Reisender 1781« dürften aus der Feder *H. H. Füßli's* (1745—1832), Herausgeber des »Helvetischen Calenders« sowie des »Schweitzerschen Museum« — auch (wie er es formuliert) »der vaterländischen Geschichte und Politik öffentlicher Lehrer in Zürich« stammen. Im Vorwort zu seinen Briefen über den glarnerischen Hexenhandel bestätigt J. H. Lehmann ausdrücklich, daß »der würdige Prof. Füßlin, des großen Bodmers Successor«, mit von jener Gesellschaft war. Dieses, im Verein mit den bedeutenden Vorzügen seines Reiseberichtes, sowie der darin sich geltend machenden, zeitgeschichtlich sehr instruktiven konservativ-pädagogischen (der unteren Stände Emanzipation zugleich abwehrenden und beschwichtigenden) Absicht, kann die Autorschaft des Zürcher Professors genügend beglaubigen.

Füßli's »Tagebuch« hat bis in die jüngste Zeit hinein immer wieder als Quelle für landeskundliche Darstellungen gedient, so den Autoren des »Gemäldes des Kantons Glarus«, dann auch Gottfried Heer und Adolf Jenny-Trümpy. Besonders dessen Geschichte von »Handel und Industrie des Kantons Glarus« erübrigt es, daß wir hier auf Füßlis reiche statistische Angaben über den damaligen Stand von Handel und Industrie anders als im Zusammenhang mit Kulturhistorischem zurückkommen.

Der Verfasser unternahm seine Reise ins »Land der Freyheit« in der schönen Jahreszeit und während einer Epoche — dank der »allgemeinen Betriebsamkeit«, welche die »unternehmenden Glarner belebt« — sichtbaren Wohlstandes. Er konnte also guten Gewissens viel Schönes berichten. Des ausdrücklichen Tadels befließt er sich zu enthalten, sei es um die glarnerische Leserschaft nicht vor den Kopf zu stoßen, sei es zur Vermeidung jeden Anstoßes zu deren Unzufriedenheit mit den bestehenden Verhältnissen. Zwar erwähnt er — um nur *einen* Gegenstand aufzugreifen — die Aemterverlosung als »Eigenheit« der glarnerischen Verfassung, unterläßt aber deren ausdrückliche Verurteilung, trotzdem er zweifellos das Unwürdige dieser Institution erkannt hat.

Gleich bei der Darstellung des Eintritts ins Glarnerland, an dessen Nordgrenze, vermutet der Leser, daß Füßli die Trümpi-Chronik mitbenützt habe, indem der Ausdruck »Lisch«, für Schilf oder Wassergras, von dort herübergenommen worden sein mag. In *Näfels* fanden die Reisenden anstelle der alten Kapelle »eine neue frohe Kirche im neusten Geschmack« beinahe vollendet. Hier und in Glarus beeindruckten sie »die gewaltigen Dämme, die die Einwohner wegen der zuweilen reißend daher strömenden Linth aufzurichten genötigt waren.« Für den aus dem Flachland Zugereisten muß in *Glarus*, als an einem Ort, wo man von keiner Seite das Fenster öffnet, ohne von den hohen Bergfirsten sich eingeschränkt zu finden, »das Herz ein wenig beklemmt seyn — allein die Reinlichkeit, Breite und Länge der Hauptgaß, die Menge und Gleichförmigkeit der gemauerten Häuser, worunter keine Palläste, aber auch keine elenden Hütten sind, der mit der Hauptgaß parallellaufende helle Bach, die vor dem Rathaus stehenden Linden, der angenehme Spaziergang von Glarus bis Ennenda mit fruchtbaren Bäumen besetzt, die Menge und Güte der Brunnen und Quellen sind ihm eine ziemliche Entschädigung, für die Einheimischen aber mächtige Reitze, die kein Bedürfniß eines weitem Horizont fühlen«.

»Die Matten der Privaten stehen um die Dörfer und Wohnungen herum in sehr hohem Preis; sie sind mit Obst bepflanzt, mit feinem Grasarten versehen, und werden soviel als möglich gewässert und gedüngt. Die sehr verschärfte, und auf alle die, welche Anzeige geben könnten, ausgedehnte Straffe der Obstdieben, hat den Anbau der Fruchtbäumen seit einigen Jahren sehr befördert. Der Werth dieser Matten ist so hoch gestiegen, daß die tägliche Nahrung und Wartung eines Rinds in dem Flecken, auf 10—16 (Luz) Schilling geschätzt wird, da der Nutzen der besten Kuh kaum 12 Schilling werth

ist. Die immer steigenden Preise der Lebensmittel und der liegenden Güter beweisen sowohl den Reichtum an Geld, als die sorgfältige Benutzung des Bodens. Wirklich bringen die in neuern Jahren gekauften Alpen, lange nicht das Interesse des für sie ausgelegten Geldes ein. Allein die Glarner legen ihre Gelder am sichersten für gutes Land an, und es scheint mit zum Staat eines reichen Mannes zu gehören, in einem Land, wo wenig brauchbarer Boden ist, nebst einem geraumigen Haus, einen ansehnlichen Garten und viele Matten zu besitzen... Die meisten Alpen sind Eigenthum reicher Privaten und Familien.«

»Auch der Arme der keine Güter besitzt, ist in Glarus berathen. Man muß gestehen, daß er besser als die Armen vieler andrer Länder gehalten ist, weil der Unterhalt mit Arbeit und Fleiß in genauem Verhältniß stehet. Er bekommt Boden, diesen kann er zu Sommerfrüchten bearbeiten; Holz, er kann es freilich nicht ohne Mühe und Gefahr, fällen und heimführen; Anteil an Gemeinweide und Alp, und Butter im Winter; für Winterfutter darf ihm nicht bange seyn, da in allen Gemeinen Wildhäue sind, wo er es sammeln kann. Der Kaufmann verschafft ihm Gespunst, und ein reicher Spittal versorgt die Elenden; daher sind auch die Tagelöhne groß, und Arbeitsamkeit herrscht im ganzen Land.«

»Fremde können zwar leicht Tagwen- d. h. Gemeindrechte unter gewissen Einschränkungen erhalten; aber selten, mit großen Kosten, und nach bestimmten gewissen Gesezen, das Bürger- oder Landrecht. Daher ist die Nation noch die alte, die Geschlechter sind die alten, ein unvermischter wohlgewachsener arbeitsamer Volksstamm, den gegenseitige Verwandtschaften, und das Andenken an ihre gemeinschaftlichen Väter eben so wohl als der gegenwärtige gemeine Nutzen verbindet. Oft ist aus gleicher Familie der eine Stamm Evangelisch, der andere Catholisch; überall muß ihnen das gemeinschaftliche Interesse angelegener seyn, als wo ein Staat in alte und neue, Regierungsfähige und unfähige, herrschende und unterthänige, adeliche und bürgerliche Familien getheilt ist. Glück, Verstand und Fleiß, und der Ruhm der Väter können einer Familie Vorzüge geben, aber nur solche, zu denen auch der Arme unter günstign Umständen gelangen kann.«

»Ungeachtet die demokratische Regierung derjenigen entspricht, die in den Waldcantons herrscht, hat sie doch ihre Eigenheiten. Auf der Landgemeinde spricht der gemeine Bürger mehr als sonst nirgends, und mehrere Angelegenheiten werden mit dem Volk berathschlagt, als selbst in Appenzell. Die wichtigsten Stellen im Staat

und die Landvogteyen werden durchs blinde Loos ausgetheilt . . . Dies und der scharfe Practiciereid halten den ehrgeizigen Geist der reichen Glarner in Schranken, die sonst für Titel große Summen zu verschwenden, das Vermögen hätten. Noch herrscht der alte Brauch, alle Ehrenstellen und wichtige Beförderungen selbst in fremden Kriegsdiensten mit gewissen Geldsummen zu belegen, die denn nicht in die Beutel der Privaten, sondern in die gemeinen Seckel fließen.

Dergleichen gemeine Fonds sind seit mehreren und mindern Jahren viele errichtet worden; und dazu bestimmt, die Glarner in den vollkommensten Genuß der Freyheit zu sezen, und die öffentlichen Ausgaben die bis izt aus Beyträgen der Privaten bestritten worden, ohne ihre künftige Beschwerde abzutragen: sodann wird der Glarner alle mögliche Vorzüge eines freyen Volkes ohne seine Beschwerden fühlen. Zehenden, herrschaftliche Abgaben und dergleichen, sind ohnedies im ganzen Land unbekannt.«

In den verschiedenen Tälern, die von der Gesellschaft besucht wurden, »waren einige Versuche von Gersten und Hafer gemacht; allein der Aelpler, des Feldbaues unkundig, mit Geräthen nicht versehen, ermüdet bald über der Arbeit, und kehrt zu seinem Melchstuhl zurück«. Dem Unvermögen des Bodens zu steuern, begegneten die Leute zu Schwanden, Glarus, Netstal, Mollis usw. durch Arbeit anderer Art. »Zahlreiche Familien, alte Mütterchen und Schaaren muntre Kinder, ganze Nachbarschaften im Schatten eines großen Baums, oder eines unangebauten Winkels vor der Türschwelle versammelt! Ein Cirkel von 10, 15 oder mehr Baumwollenspinnerinnen treibt mit Eifer die schwirrenden Haspel, und bestrebt sich in die Wette, das Verdienst der Woche zu erhöhen. Wir sahen oft sechsjährige Knaben und Mädchen darunter: denn die Kunst mit Baumwolle umzugehen, wird den Kindern mit dem Catechismus eingeprägt. Indessen hütet der Mann die Unmündigen bey Hause, hakt Holz, oder besorgt den Stall. Nur (erst) vor etwa 80 Jahren hat ein Mann seine Magd mit diesem Gespunst zuerst beschäftigt, und auch einigen Armen der Gemeinde damit ein Verdienst verschafft, das andere beneideten, und auch für sich genießen wolten, bis endlich alle Dorfschaften wetteiferten, und so einen Vortheil von einigen 1000 Gulden wochentlich dem Land verschafften. Seit wenigen Jahren hat man dem Gespinst die Weberey beygefügt, die nun Zürich und Appenzell zum Theil entzogen worden . . . Dieser zunehmende Reichthum des Lands hat auch wie aller Orten, viel in Lebensart und Sitten geändert, da vorher durch das Glück der Kriegsdienste nur wenige einzelne Familien sich auszeichneten. Man rechnet die

Summe der eingeführten fremden Weine aus Veltlin und Oberland auf 6000 Saum; seit dem Bau der neuen Straßen sind viele Voituren aufgekommen; man baut häufig große und bequeme Häuser; auch die Schießende sind ein Zweig des Luxus geworden: sie sind nebst dem Jagen, Spazierfahrten, Gastereyen eine der Volksfreuden, die unter die unschuldigen gehören. Die benachbarten Gemeinden von Glarus und Ennenda, laden sich bisweilen gegenseitig ein. Die Reichen steuern Goldstücke zu Prämien zusammen, und die Schiesser (!) wetteifern, welche von beyden Gemeinen die besten und meisten Schüsse aufzuweisen haben. Der beste Schuz soll nicht selten 20 Fl. ziehen. Die Knaben unter 16 Jahren haben eben so viele Schießtage, mit gleich entferntem Ziel und guten Preisen. Der Magistrat bedient sich der Gelegenheit, das Land zu bewafnen. Wer nicht mit eigner Flinte schießt, kan keine Gabe aus dem Gemeinseckel gewinnen. Wer ohne eignen Degen kommt, wird fortgejagt. Die Glarner Miliz trägt übrigens keine Uniform, man hält's für außerordentlich schwehr, eine einzuführen, wie in den übrigen Demokratien. Sie überlassen es den Königen von Frankreich, Sardinien und Neapel, Soldaten zu erziehen. —

Die Wissenschaften gewinnen ebenfalls mit dem zunehmenden Luxe. Ein Geistlicher hält freywillig eine Lateinschule um Monats-sold, die Lesecommun besteht aus etwa 60 Mitgliedern; einige der Geistlichen des kleinen Glarner-Synodus, zeichnen sich durch gelehrte Kenntnisse aus. Herr Präc. (*J. Rud.*) *Steinmüller* in Glarus sammelt Münzen aus allen Zeiten und Völkern, und zwar am liebsten Gold- und Silbersorten; es sind wenige Medaillen darunter. Es zeichnen sich eine beträchtlichte Reyhe schweizerischer Ducaten, viele alte Schweizerthaler, verschiedene mongolische und asiatische Münzen, und zusammenhängende Ausgaben alter italienischer, spanischer und französischer Thaler aus. Das Unternehmen würde einem Gelehrten auf einem einträglicheren Posten Ehre machen, und hat wenigstens das Verdienst, daß sich alle seltene Münzen in Glarus aus Privathänden auf seine hölzerne Tafeln versammelt haben, und sich da in symetrischer Ordnung dem Auge angenehm darstellen. — In dem gleichen Schulhaus stehet die Bibliothek des evangelischen Standes, die freylich zur Zeit noch mehr wegen der edeln, in Demokratien seltnen Absicht derselben, als wegen der Wichtigkeit und Seltenheit der darinn sich befindenden Werke Lob verdient. Sie ist auf Unkosten der Liebhaber der Literatur angelegt, und bisher seit etwa 20 Jahren immer vermehrt worden; der evangelische Magistrat garantiert die Fortdauer derselben. — Was Hr. Steinmüller in Münzen leistet,

hat *Jkr. Diacon Tschudi** in Naturseltenheiten seit vielen Jahren gethan; bey ihm versammeln sich die einzelnen Naturerscheinungen, die sich im Cabinet aufbehalten lassen. Seine Sammlung ist reich an allen Arten von Versteinerungen; nirgends waren von so mannigfaltigen Arten Ammonshörnern, Muscheln und dergl. vor unsere Augen gekommen, er hat aber auch, was immer in Glarus seltsames entdeckt wurde, gesammelt: Gemballen, figurierte und gezeichnete Steine, was von Marmor angetroffen worden, einen Darm voll Schlangeneyer etc. etc. Reisende werden sich in allen Provinzen Männer, wie diese beyden wünschen, um im Stand zu seyn, die ohne sie zerstreuten Merkwürdigkeiten der Natur und Kunst gleichsam mit einem Blick zu übersehen und zu vergleichen. — Eben so wenig fehlt es in Glarus an geschikten Aerzten, fleißigen Geschichtsforschern und beliebten und gelehrten Predigern. Ich sah es als einen Vorzug dieser Classe von Männern an, daß die kostbare Betreibung ihrer Studien in fremden Ländern es mit sich bringt, daß nur Leute von den angesehenen Familien und erklärter Neigung sich diesem Stande widmen können, bey welchem mehr Ehre und Einfluß als Gewinn ist, und daß die Stimme der Gemeinde sich selbst den Prediger beruft, den sie vorzieht — insofern derselben mehrere sind.«

*

Heinrich Ludewig Lehmann, ein Deutscher aus der Nähe von Magdeburg, weiland Erzieher in der Familie Jecklin in Rodelsbünden, besuchte unser Land wenige Monate nach der Hinrichtung der Anna Göldi, also etwa im September 1782. Bei Johann Caspar Füeßly in Zürich veröffentlichte er 1783 »Freundschaftliche und vertrauliche Briefe den so genannten sehr berüchtigten Hexenhandel zu Glarus betreffend«, welche Briefe eine Hauptquelle für Dr. J. Heer zu dessen Abhandlung über den Kriminalprozeß der Anna Göldi von Sennwald, im ersten Jahrbuch des Historischen Vereins bildeten. Lehmanns Briefe bieten aber außer den unmittelbar auf den Göldihandel sich beziehenden und, wie gesagt, bereits benützten Daten noch

* Nicht Decan (wie im »Helvet. Calender 1783« zu lesen), sondern Diacon, später Pfarrer Joh. Thomas Tschudi von Schwanden. Nach seinem Tode gelangte seine Mineraliensammlung »nebst einigen artigen Conchilien« durch Kauf an Pfr. Joh. Rud. Steinmüller. Der Käufer beurteilte in einem Briefe an Escher von der Linth die Sammlung wie folgt: da Tschudi »nur bloßer Sammler und durchaus kein Kenner von Naturalien war, so lag in seiner Sammlung alles, Kraut und Rüben, untereinander, und bei sehr vielen Stücken traf ich keine Benennung, weder ihrer Bestandteile noch ihres Geburtsorts, an«.

weniger beachtete andere, deren zusammengefaßte Mitteilung sich wohl lohnt. Wo seine Angaben sich auf Mitteilungen anderer stützen, dürften sie auf Auskünfte der mehrfach erwähnten Familien Marti zurückgehen, mit welchen Familien Lehmann näher bekannt gewesen zu sein scheint.

Wie Lehmann in seiner ersten »Beilage« mitteilt, zählte das Land Glarus zu Anfang des Jahres 1782 allein aus dem evangelischen Stand 4781 Einwohner männlichen Geschlechts *über*, und 2947 solche *unter* 16 Jahren. Diese bewohnen nach Lehmanns Ansicht eines der malerischsten Täler der Schweiz. »Es erhebt sich amphitheatralisch bis zu prächtigen Waiden, die an Eis und Schneebergen gränzen... Nun bin ich hier in dem schönen Flecken Glarus. In den wenigen Tagen meines hiesigen Aufenthalts habe ich schon manchen Mann von Kopf und Herz kennen und schätzen gelernt. Freylich giebt's wohl auch rohe Söhne der Natur mit unter, die so geblieben sind, wie sie die Natur in die Welt gestoßen hat; aber, der Umgang dieser Gattung von Menschen hat mich den Menschen so kennen lehren, wie er eigentlich ist, nicht wie ihn die Methode erkünstelt, oder der braune Stecken schmiedet. Gesundheit und Freyheit — ein Paar wesentliche Schätze der meisten Einwohner dieses glücklichen Ländchens — aber dagegen auch keine schöne Mädchens, keine Palläste, und nur wenige Stutzer.« Findet Lehmann bei der glarnerischen Männerwelt zwar in der Mehrheit eher real als ideal eingestellte Naturen, so läßt er ihnen immerhin mehr Vorzüge als den Frauen. An diesen bemerkt er wenig empfehlendes. Der Kaffee, »dieses langsam tödtende Gift ist der Leibtrank aller Glarner Weiber, und vielleicht die einzige Ursache warum es so wenig schönes Blut unter diesem Geschlechte hat... Unter allen die ich kenne ist die Frau D(octor) M(arti) eine gebohrne S(chindler) von M(ollis) vielleicht diejenige, die das beste Herz und den feinsten Verstand besitzt, und ich wünsche niemals eine zu besitzen, die mehr Tugenden und eine reinere Seele hätte. — Frau R(atsherr) Ts(chudi) gebohrne M(arti) besitzt ungemein viel Reize, ist äußerst lebhaft, und hat viel Belesenheit.«

Lehmann hatte offenbar Gelegenheit, die in der Miliz eingereichten Glarner beim Exerzieren zu beobachten. Wo er auf deren bunte Bekleidung zu reden kommt, ist nicht etwa ihre bunte Uniform, sondern gegenteils die bunte Uniformlosigkeit verstanden*. »Dieses Militäre sey freylich so beschaffen, daß es noch großer Verbesserung bedarf, indessen feuren sie in ihren bunten Röcken, Hosen und

* Erst auf dem Pannertag vom 5. Sept. 1783 wurde eine kleine Truppenabteilung mit Uniformen ausgestattet (Bartel u. Jenny, 2/1318).

Strümpfen besser, als mans bey dem ersten Anblick erwartet. Von Subordination wissen die Leute nichts, und da ist's denn freylich eine verdrüßliche Sache Officier zu seyn. Mich nimmts wunder, daß man keine Freykompanie errichtet, die doch im Nothfall dem Lande nützlich seyn könnte. St. Gallen hat in diesem Stück vortrefliche Anstalten.

Der Pöbel zu Glarus hat seine Fehler wie überall. Das Nachschwärmen und Jauchzen und Poltern der ledigen Knaben zeugt von ihrer Unsittlichkeit, das viele Scheibenschießen verräth Faulheit und Liebe zum Fressen und Saufen. Jeder Glarner ist mit warmer Freyheitsliebe beseelt, nur der Pöbel ist ungestüm, trotzig und unbiegsam, aber dennoch schätzt er die Gabe der Beredsamkeit, und ein beredter Mann kann ihn leiten, wohin er will. Ihr bester Staatsmann und Redner ist der wackre holländische General Major *Bartholome Marti*, ein Mann von sanften Sitten und feiner Lebensart, den man gleich bey dem ersten Anblick lieb gewinnen muß, und der die Achtung seiner Landsleute vollkommen verdienet, die er in einem so hohen Grade besitzt.

Der Glarner ist dem Bündner vollkommen ähnlich. Er sitzt wie jener Stunden lang bey seiner Bouteille Veltliner, unterhält sich von Staatssachen, entwirft Regierungsprojecte, tadelt das Verfahren seiner Oberen, entscheidet bürgerliche Streitigkeiten im voraus und giebt oft wirklich den Ton zur Entscheidung, besitzt dabey Muth und Dreustigkeit genug, vorgefallene Fehler auf öffentlicher Landsgemeinde zu ahnden, oder neu einzuführende Gesetze vorzuschlagen, und wann er die Gabe der Beredsamkeit besitzt, geltend und zu einem Fundamentalgesetze seines Vaterlandes zu machen.

Jeder spricht mit Nachdruck und öfters auch mit Einsicht von öffentlichen Angelegenheiten. Ihre Gerichte werden bey offenen Thüren gehalten. Die Herren Procuratoren schnautzen einander an, und — theilen am Ende den Verlust beider Partheyen in allem Frieden.

Ein Hauptzug ihres Charakters ist die Neugierde; — den Weibern wollte ich das gerne verzeihen, aber — aber —«

Sehr unangenehm hat Lehmann auch das gedankenlose Schwören empfunden, worunter er jedenfalls die Redensart: »bi minem Eid« versteht. Wessen Rede »Ja, ja — Nein, nein« sei, hätte nicht nötig, jede Kleinigkeit mit einem Eidschwur zu beteuern.

Ueber einige seiner Glarner Bekannten läßt sich Lehmann etwas eingehender aus. Den »braven und geschickten *Doctor Marti* von Glarus« hat er schon auf der Herreise angetroffen, und zwar in

St. Mauritz im Engadin, wo der Glarner Arzt jedenfalls von den Spannungen des überstandenen Prozesses sich auszuruhen gedachte. In einem vertraulichen Schreiben Martis an einen Freund in Zürich — welches Schreiben Lehmann zu Augen gekommen war — gesteht Marti, daß er nicht glauben könne, daß zwischen den obersten guten und den obersten bösen Geistern, »daß zwischen St. Michael und Satan auf- und abwärts so erstaunliche Klüfte leer seyn sollten... Haben wir denn wohl eine vollkommene Gewißheit davon, ob es nicht in den Luftgegenden eine Gattung von Geschöpfen giebt, die weder gute noch böse Engel, noch Seelen abgeschiedner Menschen, sondern von uns und ihnen unterschiedene Mittelwesen sind, halb Engel, halb Mensch?« So Marti, der »weder Schwärmer noch Dummkopf, noch Bigot; er hat lauter Grundsätze einer geläuterten Weltweisheit, und ist so weit entfernt dem Teufel so viel Macht beyzulegen, als seine Lieblingsschriftsteller *Voltäre*, *Rousseau* und *Bayle* es waren«. Trotz alledem ging es aber dem Glarner Arzt — sagt Lehmann — »wie der Nonne im Kirchenbot... er ließ sich hinreißen nun auch etwas übernatürliches bey der Sache zu muthmaßen«. Lehmann teilt auch in der Vorrede zum zweiten Bändchen das Urteil Pfarrer *J. U. Leglers* von Luchsingen über Dr. Marti mit: er ist »ein Arzt von so vieler Bedeutung, als es in allen Absichten heut zu Tage in unsrer erleuchteten Welt irgendwo geschickte Aerzte giebt — alles mit wenigem zu sagen: Er ist so sehr ein Feind der Leichtglaubigkeit und des Aberglaubens als ein Freund, Verehrer und Kenner der reinen Gelehrsamkeit und gründlichen Medicinischen Wissenschaften, als, ich sage keck und wahrhaft, es gelehrte und kluge Aerzte in der Schweiz oder in Deutsch- und Welschland giebt.«

Dr. Martis Verhalten im »Hexenprozeß« interessiert uns hier nicht weiter, wohl aber noch seine Feststellung, daß des berühmten Dr. Tissots ärztliche »Anleitung für das Landvolk« auch hierzulande »in jedermanns Händen« sich befinde. Martis Kollegen, *Dr. J. J. Tschudi* — Vater des »verhexten« Annamiegeli — charakterisiert Lehmann als wohlhabenden, angesehenen Mann: »ist sehr lebhaft, höflich, leutselig, dienstfertig wenns ihm nichts kostet, äußerst sparsam in seiner Haushaltung, sehr fleißig, zärtlich gegen seine Gattin und stehet bey seinen Landsleuten in so gutem Kredite, daß er wirklich die Stelle eines Neuner Richters bekleidet«.

Vom *Kammerer Jh. Jb. Steinmüller* in Matt (gest. 18. Mai 1782) gibt Lehmann folgende Charakteristik: »Er war ein Herr von lebhaftem Geiste, von feuriger Einbildungskraft, und einem weichen und gefühlvollen Herzen. Seine ganze Neigung ging dahin, Gutes zu tun. Selbst

seine Feinde waren davon nicht ausgenommen. Arbeitsam und leutselig betrug er sich in seinen Geschäften und im Umgange. Zur Liebe des Wahren und Guten entflammt, war er bemühet, das reine Erkenntniß Gottes zu befördern, und mit frommen Entschlüssen begeistert, wandelte er selbst die Wege, welche dieses Erkenntniß vorzeichnet. Sein durchdringender Verstand, seine Sprachkunde, seine hinreißende Kanzelberedsamkeit, eine bezaubernde Anmut in allen seinen Handlungen empfahle ihn bey jedermann, und er hat die Grabschrift *Er hat wohlgetan an Israel, an Gott und seinem Hause* vollkommen verdienet.«

Pfarrer J. Zollikofer, Steinmüllers Nachfolger in Matt, wird von Lehmann unter seine »alten Freunde« gerechnet. Er besuchte ihn denn auch und besichtigte bei dieser Gelegenheit »den berühmten Plattenberg«, ohne dieses Erlebnis aber näher zu beschreiben.

Den Glarner *Pfarrer Camerarius Tschudi*, einen Vetter Dr. Tschudis, nennt Lehmann »ein lebendiges Protocol seines Vaterlandes«. Er besitze »einen großen Vorrath gründlicher Kenntnisse«, und sei weder bigott noch ein Träumer. Den Duldungsgeist und die Weitherzigkeit des *Camerarius* belegt Lehmann mit der Mitteilung, daß jener »vor wenig Jahren einen Lutherischen Pfarrer auf seine Kanzel steigen und in der Kirche predigen ließ, wo Zwinglius gelehrt hatte«.

Tschudis geistlicher Kollege in Ennenda wird ebenfalls kurz erwähnt mit der Versicherung, *Pfr. Johannes Marti* sei »als geistlicher Redner in seinem Vaterlande sehr berühmt«.

Von dem, was Lehmann von der Person des verdächtigten Schlossers Steinmüller berichtet, interessiert uns hier nur das, worin dieser von den meisten andern Vertretern einer Haushaltung und eines Berufes sich nicht unterschied; stets habe Steinmüller nämlich, nach gutem Brauch, »Gott und die Religion geehrt, alle Uebungen der Andacht, sowohl für sich selbst als mit seinem ganzen Hausgesinde, besonders mit seinen Gesellen und Jungen, die man befragen kann, mit allem Eifer beobachtet«.

Ein den Briefen Lehmanns beigegebenes Kupfertäfelchen zeigt »Gufen und gelbe messingene Häftlein« von der genau gleichen Gestalt wie sie jetzt noch überall in Gebrauch stehen. Im Text erwähnt sind »die in der Küche befindliche Sidelen und in der Stuben das Puffet worein man die Gläser versorgt. Auch eine Tabackpfeife von Gips fand sich in eben diesem Hause des Dr. Tschudi.«

In des *Camerarius Tschudi* Bericht an den Antistes Ulrich in Zürich findet sich die Feststellung, daß der Massage des kranken

Fußes der kleinen Annamiegeli Beiwohnende, »electrische Funken aus dem Fuß herausfahren gesehen« hätten. Es dürfte hierzulande dieses die früheste Erwähnung der geheimnisvollen Kraft sein.

*

Johann Michael Afsprung stammte aus der Reichsstadt Ulm. Nach dem Zeugnis von Heinrich Zschokke (in dessen »Selbstschau«) war Afsprung eine Zeit lang Lehrer für Latein und Griechisch am »Seminar« in Reichenau. Der neunte seiner fünfzehn Briefe von einer »Reise durch einige Cantone der Eidgenossenschaft« ist dem Glarnerland gewidmet und trägt das Datum des 6. Juni 1782; doch ist es wohl möglich, daß sein Verfasser schon wenige Tage vor genanntem Datum unsere Landesgrenze überschritten hat und zwar aus Richtung Weesen anmarschierend, welche Siedelung von ihm als »elender Flecken« bezeichnet wird. Alles deutet darauf hin, daß Afsprung als geistigen Reiseführer die Ramondsche Bearbeitung von Coxes Reisebriefen benützt hat. Bei der Niederschrift seines Büchleins mag er auch Füßlins »Staats- und Erdbeschreibung« der Eidgenossenschaft konsultiert und von diesem die Bemerkung übernommen haben, wonach den Glarnern in der übrigen Schweiz »eine gewisse Verschlagenheit« nachgesagt werde. Afsprung selbst konnte dies weder bestätigen noch verwerfen, gesteht aber: »Die Einwohner sind übrigens gesunde, muntere und sehr freundliche Leute; wo wir durchkamen hießen sie uns willkommen«.

Mit Ausnahme jener einzigen, Weesen betreffenden, finden sich im vorliegenden Reisebericht keine auf Siedelungen sich beziehenden Aeüßerungen.

»Die Gebirge, welche diese anmuthige Thäler« — das Sernft- und das Großtal — »einschließen, sind erschrecklich; wenn man zwischen ihnen hinwandelt, so fühlet man sich durch den Anblick dieser ungeheuren Massen fast vernichtet... Was die Eitelkeit der Großen und die höchste Anstrengung der Kunst in Wasserwerken hervor gebracht hat« wirkt nur als »kindischer Nisus«, wenn man es mit der Gewalt und Pracht der Wasserfälle des Großtals vergleicht.

Einen »abscheulichen Eindruck« hinterließ »die erst vor vierzehn Tagen« niedergegangene, den Weg zum Plattenberg versperrende Lawine: »Schnee, Eis, Felsenstücke und Bäume, alles auf einem Haufen der wohl drey bis vier Büchschüsse breit war«. Afsprung ließ sich berichten, daß von einer Lawine Zugedeckte »unter einer solchen Schneedecke fast vor Hitze verschmachten, nicht aber, wie man etwa denken möchte, vor Kälte erstarren«.

Mehr Raum als seinen Natureindrücken gewährt Afsprung einem Resümee der glarnerischen Geschichte und Verfassung. Der von der Landsgemeinde 1760 geforderte »Practiciereid« gefällt ihm gar nicht, »weil es ein böses Zeichen ist, wenn man genöthiget zu seyn glaubt, solche Eide zu verordnen«; auch das Allmenden-Problem sähe er gerne besser gelöst. Umso stärkeren Beifall zollt er der Einrichtung, daß die jährlichen Rechnungen des gemeinen Säckelamtes »nicht nur von den Landes-Häuptern und 15 Rathsherren abgenommen, sondern auch vier Wochen vor der Rechnungsabhör in alle Tagwen versandt werden. Welch eine vortreffliche Rechnungs-Revisions-Anstalt, wie verschieden von der Reichsstädtischen!«

Ramonds Ansicht, daß der Glarner Hinneigung zur Industrie und Manufaktur »eine Race ohne Muth und Stärke im physischen und im sittlichen zeugen« werde, und seine Versicherung, daß »eine verständige Magistratsperson dieser Demokratie... die kleinen Manufacturen ihres Landes mit Verdrusse« sehe, wecken Afsprungs lebhaften Widerspruch. Jene Magistratsperson wäre zweifellos ein Kapitalist gewesen, in dessen Interesse es nicht gelegen hätte, daß andere durch Fleiß sich Vermögen erwerben. Für die Kapitalisten sei das Ausleihen von Geldern darum so wichtig, weil die Borger mit jenen »in einen gewissen Nexum kommen«, der den Kapitalisten nützlicher ist als ihnen, sei doch »der Borger des Leihers Knecht«.

Die Aemter-Auflagen, welche »nichts anderes als gesetzliche Bestechungen« sind, vergleicht Afsprung mit der Leiturgie der Athener, welche ihm »aber viel honnetter und würdiger vorkommt, obgleich auch diese nur ein Mittel war, die Reichen zu beschneiden«. Appenzells Demokratie kennt sie nicht, steht also höher.

Afsprung bereiste unser Land bei obschwebendem Hexenhandel, zeigte sich aber als aufgeklärt genug, soweit möglich den Glarnern Nachsicht angedeihen zu lassen, ungeachtet er nicht willens war, »Begriffe, deren Richtigkeit die gesunde Vernunft verbürgt, durch Märlein« widerlegen zu lassen. »Man muß sich übrigens nicht wundern, daß in einem solchen Lande noch Hexerey geglaubt wird. Es ist noch gar nicht so verjährt, daß man sie in Teutschland geglaubt und bestraft hat. Es ist mir eine der berühmtesten Germanischen Republiken bekannt, wo ein noch nicht abgeschafftes PolizeyGesetz folgendermaßen lautet: Wer jemand eine Hexe schilt, und es nicht beweisen kann, wird um zwey Gulden bestraft. — Ja, was ist es überhaupt wunder, wenn man in einem entlegenen Thale lächerliche und abergläubische Meinungen hegt, da in unserm Vaterlande deutscher Nation aller Aufklärung zum Trotze die *Schwärmerey* ihr Haupt

emporhebt, und uns in die Finsternisse barbarischer Jahrhunderte zurück stürzen will.«

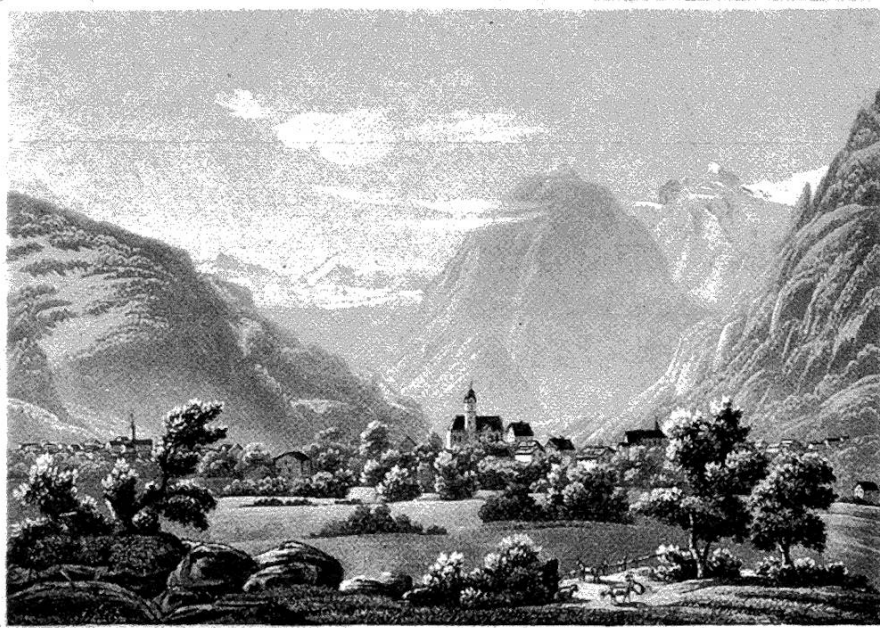
Auch wegen des alten Kalenders nimmt Afsprung die reformierten Glarner in Schutz. Die Annahme des neuen hätten sie als »doppelte Kränkung ihrer Freiheit ansehen« müssen, weil seine Einführung von Papst und Reichstag anempfohlen worden sei.

*

Bei Leroy in Paris ist 1786 in zwei Bänden erschienen: »*Voyage de M. de Mayer en Suisse. En 1784.*« Der Beschreibung des Glarnerlandes ist vornehmlich der 16. Reisebrief des ersten Bandes gewidmet. Der Verfasser, aus Toulon gebürtig, stand zur Zeit seiner Schweizerreise in seinem 33. Lebensjahre und erweist sich in seinem Reisewerk als ein aufgeklärter Humanist, den — in ausgesprochenem Gegensatz etwa zu Besson — Mensch und Menschheit mehr interessieren als die übrige Natur. Auch Mayer will mehr bieten als nur Kurzweil und Unterhaltung. »Je ferai autant de rapprochements historiques qu'il me sera possible, pour donner à mes descriptions un but morale et utile.« Sein besonderes Steckenpferd sind Parallelen zwischen der alten Schweiz und dem griechischen und römischen Altertum. Davon abgesehen, bemüht sich Mayer größter Unvoreingenommenheit und raisonniert z. B. so: »Que sommes-nous? — Des hommes. Qui les rapproche tous (les hommes en France et en Suisse)? L'amour de soi. Et puis encore? L'amour du plaisir. Posséder et jouir de ce qu'on possède est le cri universel. Les formes seules et les routes varient.«

Wenn ein Franzose ein zweibändiges Reisewerk veröffentlicht, von dessen insgesamt 700 Druckseiten volle 600 sich mit der Schweiz beschäftigen, wird man billigerweise einige Irrtümer in den Kauf nehmen. Mayer verdient solche Nachsicht um so mehr, als er sie selber auch geübt und beispielsweise auf Erwähnung der Anna Göldin verzichtet hat. Wohl dagegen erinnert er sich jenes »Colonel Galaty«, dessen Auszeichnung vor dem Feinde ihm so hohe Orden eintrug, daß Henry IV. ihn mit »Mon Compère« anzureden hatte.

Wie von ihm zugegeben, fand Mayer es vorteilhaft, auf seiner Reise den Fußstapfen von Coxe und Ramond zu folgen. Dieser Abhängigkeit wegen sucht man denn auch bei ihm vergeblich nach Eindrücken aus dem Landesteil nördlich des Hauptfleckens. Gegen den Engländer Coxe und seinen »entousiasme volontaire« hegt der Franzose übrigens ebensoviel Abneigung als er Bewunderung zeigt für den Elsässer Ramond, an dessen Coxe-Ausgabe er nur das eine bedauert, daß Ramond nicht »eut voulu mettre davantage du sien«.



Näfels
J. Suter, um 1832

à deux milles de ce site pastoral, planté d'arbres, elle s'agite, bondit, frappe le rocher, et filtre avec bruit au travers les débris. J'avais dans mes mains un relevé du voyage du Traducteur de M. Coxe, et je le suivais pas à pas. Je me ferais précipité de toute la longueur des ravins, plutôt que de m'écarter de son itinéraire. J'arrivais dans une saison bien différente de la sienne. Les teintes du Tableau se rembrunissaient; mais la feuille était encore verte, et la prairie conservait un reste d'embonpoint...« C'est dans la première saison qu'on doit venir ici; les montagnes alors sont plus peuplées que la vallée; le bétail bondit et paît sur les sommets. On voit un tableau pastoral. Passé ce beau moment, je ne vous inviterais point à y venir... Le pont de Banten, ouvrage hardi construit en pierre, est élevé sur un gouffre de trois cents pieds de profondeur. Aux approches, la campagne avait éprouvé une métamorphose, elle était redevenue sauvage; les arbres pressés semblaient vouloir fermer les avenues du gouffre. A côté du pont est la source de la Lint. La hauteur de la chute forme une cataracte terrible, mais trop resserrée. Un glacier nourrit et pousse cette masse d'eau, qui tombant de hauteurs en hauteurs, et toujours refoulée, acquiert cette force effrayante qu'elle déploie auprès du pont. Vous ne pouvez la considérer long-temps; le bruit est affreux, la rapidité de la chute donne des étourdissemens. Le pont est jeté sur les deux bouts des Alpes, et semble les enchaîner l'une à l'autre. On vante la hardiesse des Constructeurs Romains... Ceux de la Suisse peuvent soutenir la concurrence. »

Le village de Linthal, qui prend son nom de la Lint, termine la descente rapide de la montagne. Ce village m'a paru moins peuplé qu'il pourrait l'être. Les paturages sont beaux, les troupeaux nombreux. Venez dans ces Cantons: vous trouverez dans leurs bourgs une physionomie bien opposée à celle de vos villes; tout s'occupe de détails champêtres. Point de marchands, point de Détailliers. Chacun a dans sa maison tout ce qui lui convient. J'ai vu la femme fabriquer elle-même sa chandelle et en couler dans un tube de verre, la provision de la semaine. Cette fabrication est commune dans les ménages des Cantons populaires*. Le plus aisé boit du vin, le moins heureux boit du seret ou du cidre. On tue le moins qu'on peut du bétail, parce qu'on le vend. Vous diriez une peuplade naissante. Peu

* Bisweilen gewinnt der Gemsjäger »von einem einzigen Gemse nebst 70—80 Pfund Fleisch, annoch 7—8 Pfund Talch oder Unschlitt, welches geschmolzen und zu Kerzen gegossen, den Wachslöchtern an Güte und Helle beynahe nichts nachgiebt, auch für verfrohrene Glieder die besten Dienste leistet.« (»Helvet. Alm.«, 1783).

riche pour se resserrer dans une enceinte, elle est dispersée dans la longueur de la plaine, et trace à l'œil une chaîne, qui de Linthal à Glaris forme des anneaux et des points d'union. Les maisons sont propres, des couches de pommes de terre en tapissent les avenues. On craint de les fouler, et on suit avec précaution l'étroit sentier qui est tracé. Ce légume est devenu une nourriture générale. Croiriez-vous que les vieillards lui attribuent la dégradation de l'espèce? Ils pensent qu'elle a efféminé les races nouvelles. Je suis dans le lieu le plus fertile du Canton, les rochers ont conquis le reste, et ce que l'habitant leur dispute, est d'un faible produit.

Aux environs de Glaris, les ruisseaux se multiplient, les montagnes se resserrent, la vue s'arrête. Ce bourg est dans une angle, assis sur les hauts rochers du Glanisberg. » (Glärnisch)... La même Eglise sert aux deux Religions. Ce partage est commun dans tous les pays pauvres, on retrouve le même arrangement à Echallens et ailleurs, sans qu'on puisse conclure, comme quelques Voyageurs, qu'on y est tolérant. On ne l'est point du tout en Suisse. Les Catholiques et les Réformés ont le même penchant pour la domination, et ne se donnent point la peine de le dissimuler. Peut-être y aurait-il plus de risques à dire du mal de la Réformation devant les Protestans, qu'à médire de la Religion en présence des Catholiques. Les déclamation ne coûtent rien; on a rabaisé les derniers par esprit de philosophie. »

La population de la partie Catholique a, dit-on, diminué, tandis que celle des Réformés s'est accrue. Cette observation m'avait déjà frappé, et j'avoue que je ne puis la résoudre. Avec des déclamations je croirais y être parvenue; et dans le vrai vous auriez des mots vuides de sens. Tous les Cantons Catholiques sont moins industriels, moins riches, moins peuplés, et occupent le terrain le plus ingrat de la Suisse. Pourquoi le pauvre est-il resté Catholique, et l'habitant du beau pays s'est-il fait Protestant...

La population totale se monte à quinze mille âmes. C'est beaucoup sur un terrain de six lieues d'étendue, au milieu et sur les limites duquel de hautes Alpes s'élèvent en escarpant leurs bases... Vous aurez une idée suffisante de son indigence, quand vous saurez qu'il tire de la Suabe, de l'Alsace, de l'Italie, les vins, le blé, le sel et les autres denrées de première nécessité... Le peu d'estime qu'on accorde aux Marchands dans les Cantons populaires, empêche la multiplication de cette classe, qui ne peut être alimentée que par le besoin des superfluités et par un numéraire abondant. Ces deux aiguillons ne sont point assez forts; mais il faut bien tolérer l'industrie, l'encourager sur un sol infertile, ou consentir que des champs, qui pour-

raient être embellis par des mains industrieuses, soient déserts, et que le Paysan erre dans les vallées solitaires, et ne tire aucun parti ni de ses mines, ni de ses eaux.

Le fromage est le principal objet du commerce des Glarois... La fabrication des toiles est le second objet de travail; femmes, enfans, chacun file. Les hommes sont Tisserans. Le voisinage de l'Appenzell, les communications faciles avec Saint-Gall par Vesen (Weesen), les encouragent, ils en sont mieux vêtus, leurs maisons sont plus souvent rajeunies. On ne trouve plus cette mal-propreté du Canton de Schwytz. Les habitans qui me conduisaient, n'étaient pas aussi satisfaits que moi, de cette propreté. C'est un luxe, disaient-ils, il n'y a pas trente ans que la révolution s'est faite. »... En outre les Glarois font un commerce de leurs herbes vulnérables, et de leur thé de Suisse. M. Tissot* en condamne l'usage fréquent.»

*

François Robert (1739—1819), »Géographe du Roi«, von Schänis über Weesen reisend, hat unser Land im Sommer 1788 von Nord nach Süd durchzogen und es über den Klausenpaß wieder verlassen. Sein Bericht erweist in seinen wertvolleren Abschnitten starke Abhängigkeit von Coxe, Ramond und Mayer. Das Resumé der Schlacht von Näfels erzählt Robert anhand der »chronique allemande du Canton de Glaris, et d'après les manuscrits du temps, consignés dans les archives du Canton, dont la connoissance m'a été donné par M. le Baron de Bachmann, qui a assisté plusieurs fois aux touchantes solennités« de la Näfelser Fahrt. Seinen wenig belangvollen Reisebericht etwas aufzubrämen, nimmt der Herr Königl. franz. Erdbeschreiber seine Zuflucht etwa zur Deklamation: « J'arrivai à la vue de Glaris, dont la position affreuse glace l'ame. » Er wundert sich, was die Urbevölkerung bewogen haben mag, einst Bären und andern wilden Tieren den Aufenthalt streitig zu machen. Was war denn hier zu finden? — « Rien, hors la liberté! »

Auf Seite 210 des zweiten Bandes erzählt Robert die Geschichte des Reitpferdes, das er auf dem Marktplatz in Glarus gekauft hatte, um auf seinem Rücken nach Linthal zu gelangen. Nur zu bald erwies sich, daß er betrogen worden war. Er kehrte zurück, machte dem Händler Vorwürfe und erhielt, dank kräftigster Unterstützung durch die Umstehenden, das ausgelegte Geld zurück. Dieses Erlebnis genügte ihm, das Glarnervolk als Ganzes ein für allemal als »un peuple juste et bon« zu charakterisieren.

*

* Auguste Tissot (1728—1797), Arzt von bedeutendem Ruf, wohnhaft bei Lausanne.

Ulrich Bräker (1735—1798), »der arme Mann im Tockenburg«, braucht dem Leser nicht vorgestellt zu werden. Soweit aus der Literatur uns bekannt, hat sich Bräker viermal über seine (möglicherweise zahlreicheren) Reisen ins Glarnerland ausgesprochen: nämlich in den Jahren 1779, 1780, 1782 und 1788. Er war ein leidenschaftlicher Freund des Wanderns und des Berichtens darüber. »Es wäre mein Leben« — dies vertraut er 1791 seinem Tagebuch an — »nur Helvetien, mein Vaterland, zu durchreisen, nähere Kenntnisse von demselben zu bekommen und meine Bemerkungen aufs Papier zu klexen. Aber oho, da haperts. Darum schnappe ich alle Reisebeschreibungen fleißig auf und lese dieselbe mit Vergnügen.« Als Autoren solcher auch das Glarnerland behandelnder Werke nennt er u. a. auch *Robert* (»Voyage« — deutsch erschienen 1790/91).

Von allen in diesen Arbeiten erwähnten Reiseberichten dürften die des »Armen Mannes« wohl die subjektiv-gefärbtesten sein. Nicht in dem Sinne einer verfärbten Blickweise, sondern in dem einer von persönlichen Reflexionen durchtränkten Anschauung. So z. B. gibt es ihm gelegentlich seiner ersten Glarnerlandreise vom 6. April 1779 zu denken, daß, während hoch über ihrem Kopfe an den Hängen des Wiggis »mit entsetzlichem Geprassel« eine (jedenfalls kleinere) Lawine herabstürzt, unten ein Mann, ohne sich nur einmal umzusehen, ungestört seinem Geschäfte des Staudenhackens obliegt. Dies, sowie der sich allmählich beruhigende Eindruck der anfänglich als ungeheure Riesen empfundenen Berge läßt ihm deutlich werden, wie bei längerer Betrachtung »man das Denken und Staunen ordentlich so abstumpfen kann, daß man's empfindet.«

So wertvoll und schön Bräkers Berichte sind, geben sie eigentlich mehr Auskunft über ihn als über das Glarnerland. Aus diesem Grunde, und auch weil die Berichte in jüngster Zeit im Druck erschienen und leicht zugänglich sind, verzichten wir hier auf ihre vollständige Wiedergabe und beschränken uns auf zwei Auszüge. Der erste gibt den Eindruck einer am 5. Juni 1782 am Wiggis beobachteten Schneelawine; der zweite ist einem Reisebericht vom 1. Juni 1788 entnommen und vermittelt Bräkers Gedanken über den Charakter der Glarner, von denen einer seit 1779 geschäftlich mit ihm verkehrte, ein anderer 1794 sein Schwiegersohn wurde. Da es rückblicklich seiner Bedeutung für uns völlig unwesentlich ist, daß dieses Charakterbild erst sechs Jahre *nach* der erwähnten Naturszene seinen Eintrag ins Tagebuch gefunden hat, dürfte es eher angenehm als störend empfunden werden, wenn wir hier beide Einträge unmittelbar nacheinander wiedergeben.

Johannes Zwicky-Stäger von Mollis, seit 1757 in Glarus, war an Ulrich Bräker zu Anfang des Jahres 1779 mit dem Antrag herangetreten, ihm Baumwollentücher weben zu lassen. Bräker trat darauf ein, und wir finden ihn am 5. Juni 1782 bei seinem Auftraggeber in Glarus, wo eine zweijährige Rechnung ins reine gebracht wurde. Auf dem Wege nach Glarus, zu diesem geraden, redlichen Mann, der vor lauter Arbeitsamkeit kaum Zeit zum Essen findet, erlebten Vater und Sohn Bräker etwas noch Niegesehenes. »Als wir bei Netstal vorbeingingen, hörten wir schnell ein dumpfes Donnern himmelhoch ob unsern Köpfen. Meinten erst, s'seien starke Sturmwinde oder Erdbeben. Sahen aber gerade ob uns ab dem steilen, himmelhohen Wiggis, der zuoberst mit Wolken bedeckt war, eine Schneelauwe herabbrüllen. Meinten, sie würde bis zu uns herab kommen. Sahen sie wohl eine halbe Viertelstunde eine Felswand nach der andern herabdonnern. Aber sie kam nicht einmal bis auf die Hälfte des Berges herab, sondern verlor sich mit einem dumpfen Gebrüll in Schrennen oder Felshöhlen, daß wir zuletzt kein Stäubchen Schnee mehr davon sahen, ohngeachtet ich aus der Menge des über die Felsen rabstürmenden Schnees geschlossen hätte, er würde das Dorf Netstall völlig verschütten. Das über die Felswand Herabbrausen des, Gott weiß wieviel Lasten Schnees, mahnte mich perfekt an den Rheinfall bei Laufen unter Schaffhausen, wo der Rhein auch so über Felsen rabstürmt. Dann so weit unterobsich in die Höhe zu sehen, schien mir der Schnee wie die Wellen und das Stauben des schäumenden Rheins, ussert daß die schweren Lasten Schnee im Fallen von einer Felswand auf die andere ein starkes Pütschen wie Erdbeben verursachte. Ich dachte, der ungeheure Koloß, der sogenannte Wiggis, müßte inwendig ganz hohl sein und durch einen von unten unsichtbaren Schlund diese Ströme Schnee in sich schlucken. Aber der Bauch müßte doch mit der Zeit voll werden, anderst er müsse schmelzen und die großen Bäche machen, welche an den Füßen dieser Berge hervorsprudeln.«

»Machte dermahlen meine Bemerkungen — über den *Nationalcharakter der Glarner* — aber den könt ich auch nicht malen — so gantz verliebt in sein Vaterland — und doch so heufig in der Frömde — gantz Staatsmann und Kaufmannsseele — jeder gemeine Mann weiß von Staatsangelegenheiten zu rasonieren — Bemerket gantz richtig den Gang der Handlung und des Gewerbes — die Vorteile davon und die Hindernusse nah und fehrn — man sollte denken ohne Lektur wär es unmöglich — und doch merkt man selten

etwas von Belesenheit — ich bin wahrhaftig nur ein Narr, wenn ich in Gesellschaft von Glarnern komme — muß Augen und Ohren aufsperrn — wenn ich die Gemeinsten Bauersleute von allen Welt handeln so vernünftig und richtig rasonieren höre: ich möchte dann unsere jungen Toggenburger zu Ihnen in die Schule Schicken — die gantze Schweizer staatsverfassung — Lage der Oerter und des Brodterwerbs — wissen Sie all in- und auswendig — Italien, Frankreich, Deutschland usw. das kehnen sie wie Ihren Nachbar — wissen um und rum der Dinge Gang — s' ist angenehm und kurzweilig — zuzuhören einer Gesellschaft der Schönsten großen Baumstarken Glarnern — (den das sind die meisten — mit dem Wuchs und Schönheit Ihres schönen Geschlächts aber dürfen Sie nicht großthun) wie sie da mit der geläufigsten Beredsamkeit — freundlichredsällig über alle Sachen dieser Erden discutieren — hie und da einander widersprechen — und Belehren — dann wiederum von Ihren eigenen Angelegenheiten, als wenn jeder geheimrath — geheimer Cabinetsminister wäre — und alles so treu und ehrlich —«.

*

Franz Josef Büeler (1736—1816), »ein Schüler Wielands, da er noch in Erfurt war«, studierte Jurisprudenz und ließ sich nachher in Rapperswil nieder, von wo aus er — der im Gegensatz zu *J. P. Zwicky* den Idyllendichter persönlich gekannt hat — wiederholt unser Land besuchte und dafür bekannt ist, daß er zusammen mit seinem Freunde Zwicky dem von beiden verehrten Salomon Geßner im Klöntal ein Denkmal errichtet hat. Dieses Unternehmen hat Büeler beschrieben in einem »Sendschreiben«, dessen eigentlichen Gegenstand wir als bekannt voraussetzen. Der Verfasser der Briefe »An Eliza« berichtet diesem aber noch mancherlei von jener seiner Klöntalreise des Jahres 1788, das nicht in den Zusammenhang besagter Denkmalsstiftung gehört, und worunter sich Details befinden, die einzig von Büeler angetönt werden.

Ein späterer Glarnerland-Reisender, G. W. Keßler, schreibt an einer Stelle von gewissen empfindelnden Reiseberichtern als von »Veilchenfressern, die über und über mit Empfindsamkeit bepackt und ausgefüttert... mit ihren schwächlichen, verdrehten Augen nichts, oder falsch sehen«. Es ist uns nicht bekannt, ob Keßler das Büeler'sche Büchlein gelesen hat oder nicht — doch wagen wir auszusprechen, er hätte auch Büeler unter die »Veilchenfresser« gezählt. Dieser gesteht selber, im Gegensatz zu dem ihn begleitenden, seine Eindrücke stets ordnenden Freund F. schwebte er in der Land-

schaft »durchs sanftbewegte Gefühl wie im Rosenduft an den Gegenständen hin, und genieße«; sein Sendschreiben sei »nicht etwa bey kalter Muße niedergeschrieben und aufgezeichnet, sondern allemalgerade in der Wärme des Herzens — wann die entzückte Seele von dem kleinsten Eindruck der Gegenstände bewegt war«.

So dankbar wir dem Verfasser für die mitgetheilten Daten sind, so ablehnend verhalten wir uns gegenüber seiner geßnerisch sich gebärdenden Schriftstellerei, die auf uns unecht wirkt. Wäre die Empfindung Büelers und seiner Begleiter wahr und stark gewesen, dann hätten sie, statt es mit dem Bedauern gegenüber den flözenden Holzern bewenden zu lassen, um ihnen zu helfen die »einige Gulden Kosten« auf sich genommen. Es ist also, wie besagtes Bedauern, so auch das Lob des Glarnervolkes wohl etwas zu billig gespendet.

Büeler begab sich am Donnerstag, den 4. September 1788, nach 10 Uhr vormittags in Rapperswil aufs Schiff, das ihn um 12 Uhr in Lachen ans Ufer setzte. Weder er noch sein Begleiter, ein junger Hirzel von Zürich, benötigte umständliches Reisegepäck, doch verzichtete dieser nicht darauf, Gellerts »Geistliche Lieder« — jener Rousseaus »Contract social« — mitzunehmen. Ueber Reichenburg, wo sie um 2 Uhr zu Mittag speisten, gelangten sie kurz nach sechs Uhr nach Näfels. Hier wies Büeler seinem Zögling Hirzel die Denksteine der Schlacht. Dann gings bei säuselndem Abendwind über die Allmeind hinauf, dem vorläufigen Reiseziel Glarus entgegen. »Unweit unter Netstall, zwischen Zäunen und Hecken ist eine kleine Ebene, da fand ich ein angenehmes Schauspiel, an einem großen Reyhen standen erwachsene Jünglinge und Mädchen, Hand in Hand geschlungen, andere liefen einzeln in Reyhen herum oder jagten einander unter den Aermen der in Reyhenstehenden weg. Dann haschten sie sich und oft raubte der schnelle Jüngling dem sträubenden Mädchen einen Kuß; nebenher spielten einzelne kleinere Knaben und Mädchen, und hie und da saß im Grase und traulichem Gespräch ein älteres Ehepaar; bey diesem ländlichen Vergnügen hielt ich mich lange auf, und mir wars als befände ich mich in Geßners Schäfergefilden, oder in dem ersten schuldlosen Zeitalter der Altväter. Knaben und größere Jünglinge stellten sich um mich her, und redten mit mir; ein munteres Mädchen fragte mich im schnellen Vorüberlaufen vom keuchenden Jüngling verfolgt: ob ich nicht auch mitlaufen wollte. Ich fragte nach dem Namen des Spiels, und man nannte es *Sulfurisgarten*; die Kleidung der Spielenden war die Feyertagskleidung der Gegend; die Jünglinge trugen blaue Wames und Hosen, und weiße Strümpfe, und die Mädchen meist weiße

Röcke mit blauen Bändern: so endigten sie den feyerlichsten Tag des Jahres, den allgemeinen Bethtag, mit schuldloser Freude im fröhlichen Getümmel des ländlichen Vergnügens.«

Abends nach 8 Uhr, eine Viertelstunde nachdem Büelers Freund Zwicky die Gaststube des »Adler« verlassen hatte, langten die Fußreisenden ebendort an. »Jeder Reisende weiß, daß man in diesem Gasthause an guter Bewirthung und Gesellschaft keinen Mangel hat«. Bald kam der Bediente des Herrn Seckelmeisters mit der dringlichen Einladung, der Freund möchte in seinem Hause Quartier nehmen. Der Herr Gastgeb vom »Adler«, der um diese Zeit seine späten Gäste nicht mehr hatte bewirten können, wie er und jene es gewünscht hätten, bot Büeler an, ihn zum Hause Zwicky zu geleiten. »Nun muß ich wahrlich lachen, denn wirklich kleidete Herr Gastgeb sich an, umgürtete seinen Säbel und nahm den Stock; das Haupt ward in eine Schlafmütze eingewickelt, und mit einem Hut gegen Hieb und Stich wohl verwahret... Freylich war die starke Bewaffnung meines Herrn Wirths zu meiner Begleitung nicht nöthig, aber er hatte eben diese Nacht die Wache, und im Aufziehen führte er mich an die Hausthür meines Freundes und zog sich zurück. Dieses Wachthalten ist eine schöne gemeinnützige Einrichtung im Hauptfleck Glarus: die Herren des Ortes von verschiedenem Rang und Stande haben sich freywillig und unentgeltlich vereinigt, daß alle Nacht einer aus ihnen die Wacht halten solle, theils die gewöhnliche Nachtwache in Ordnung zu halten, besonders aber um gegen Feuergefahr auf sicherer Hut zu seyn.«

Im »schönen Flecken Glarus« weckte ihn am Sonntag früh (den 7. September) um 5 Uhr morgens schon »das Gelärm von Trommeln«, das zugleich den Tag der Kirchweih und der Musterung ankündigte. »Um 1 Uhr hörten wir wieder das Gelärm der Trommel, und bald darauf versammelten sich die Jünglinge des Tagmen Glarus in zierlicher Uniform, dunkelblau mit rothen Aufschlägen, auf dem Spielhof. Von da zogen sie in bester Ordnung auf die schöne Ebene wo jährlich die gemeine Landsgemeind gehalten wird. Auffallend war mir zu sehen, daß zween Männer in alter, eiserner Rüstung mit bloßem Schwerte diesen jugendlichen Zug begleiteten: Einer ging voran und der andere beschloß den Zug; doch hielt ich diese zwey Geharnischte für Sinnbilder der väterlichen Tapferkeit... Der ganze Zug war äußerst rührend und ehrenvoll. Meist wohlgewachsene, muntere Jünglinge, gut in Wehr und Kleidung montiert; jeder trug nebst dem Federbusch auf seinem Hut einen Strauß, vermutlich das Geschenk seiner Geliebten — und freyer Mut lachte auf jedem Gesicht.

Merkwürdig wars mir, die Jünglinge von beyden Religionen hier zu gleich edler Absicht vereinigt zu sehen; nur daß die Catholischen eine eigene Rotte mit ihren besonderen Offizieren ausmachten; noch merkwürdiger, daß die ganze Einrichtung nicht eine Wirkung drückender Herrengewalt, sondern die edle Frucht einer freyen Entschließung der biedern Landleute des Tagmen Glarus ist... Die Tagmen Mollis, Schwanden (die auch Grenadiers haben), Ennenda, aber werden ehestens dieses vaterländische Beyspiel erreichen, und der Biedermuth der übrigen braven Tagmen lasse ein gleiches hoffen« — so versicherte Freund Zwicky dem Gast.

Büelers Sendschreiben unterrichtet den Leser nicht nur ausführlich über den Werdegang der Denkmalserrichtung, sondern schildert auch die Landschaft, und was er darin beobachtete. »Oben am Wege nach dem Ruogis« entdeckte er »eine Menge Holzer und Wildheuer«. Diesen ist das kleine Schiffchen sehr nützlich, das Alt-Landseckelmeister David Zweifel vom Walensee hierher gebracht hat. »Vorher war nie ein Schiffchen in dieser Gegend«.

In »Vorauen« — Büeler schreibt durchweg »Vormauen« — unweit des Wasserfalls zog eine niedere Hütte, aus der starker Rauch aufstieg, seine Aufmerksamkeit auf sich. Es wurde dort »das kostbare Entianwasser« gebrannt. »Die Leute die es brennen sind aus dem Linthal; sie kommen alle Frühjahre hieher, bleiben den Sommer durch und gewinnen damit ihr Brod«.

Eben dieses Frühjahr 1788 hatte man »zur Beschirmung der Alp Vormauen, unter der Direktion des Herrn Altlandseckelmeister Zweifel... den Clön ganz südwärts an den Glärnisch hingeleitet, und viel flaches Land für den Weidgang gewonnen. Dieses Wuhr ist sehr dauerhaft und gut gemacht, wie überhaupt dergleichen Werke und Straßenbau im Canton Glarus vorzüglich dauerhaft, nutzbar und bequem angelegt sind. Der Reisende erstaunt, wenn er in den Thälern dieß mit so hohen Bergfirsten ummauerten freyen Landes, durchgängig so ebene und bequeme Straßen findet; die dann doch nur die Frucht der industriösen Thätigkeit sind, wodurch die Glarner sich besonders auszeichnen.«

Aus den »fast unzugänglichen Thälern« der Vorauen einschließenden Gebirge, flößen die Glarner »alles Holz durch den Clön bis in den See, dann über den See in dem Löntsch durch das Büttenenthal ins Land hervor«. Es waren zur Zeit »bey 50 Männer im Wasser das Holz los zu machen und seinen Lauf zu befördern. Sie bedienen sich hiezu einer langen Stange, die vornen mit einem eisernen Zacken versehen ist; jeder trägt seine Mahlzeit in einem Bündel auf

dem Rücken, meist junge baumstarke Männer zu jeder beschwerlichen Arbeit abgehärtet; oft müssen sie dann bis an die Lenden ins Wasser, welchem sie selbst in der größten Winterkälte nicht ausweichen können; sie halten aber auch den Frost muthig aus, und einer bey dem ich mich über alles erkundigte, versicherte mich, daß das Wasser auch in der größten Kälte ganz erträglich seye, wann einer einmal eine Stunde darinn zugebracht habe; aber anfangs seye es zum Umfallen empfindlich; die gefährlichste Arbeit ist aber im sog. Büttenentobel, oben wo die Riedner Allmend zu Ende geht, fällt der Löntsch in eine schreckliche Kluft, die bey hundert Klafter tief seyn solle; zu beiden Seiten sind steile Felsenwände kaum zwei Klafter voneinander entfernt, und durch diese Enge muß alles Holz gefloetzt werden; der Waldstrom an sich selbst macht ein fürchterliches Getöse wo er in die Kluft stürzt, aber dieses Getöse vermehrt sich bis zum Entsetzen, wenn er das Holz mit sich hineinreißt. Oft geschieht es, daß in diesem schrecklichen Abgrund die Scheiter sich verstecken; dann wird einer von den Holzern (um doppelte Tageslohnung) an einem Strick herunter gelassen, das Holz zu lösen: damit ist aber allemal die größte Lebensgefahr verbunden, und erst vor einem Jahre brach mit so einem Unglücklichen der Strick, daß der arme Tagelöhner hilflos zu tode fiel. Man sagt mir, die Höhe dieser Kluft seye so groß, daß wenn oben nur ein kleiner Kieselstein losreißt und im Herunterfallen den Holzer, der an seinem Strick in der Kluft schwebt, treffe, die Wunde allemal äußerst schmerzhaft und oft tödtlich seye. Ein kalter Schauer fuhr bey dieser Beschreibung durch mich; ich bemitleidete die guten Leute, die auf eine solche gefährliche Art ihr Brodt gewinnen müssen. Aber ich tadelte zugleich auch die Nachlässigkeit, mit der diese Arbeit verrichtet wird; der Strick, an dem man den Holzer herunter läßt, wird über Steinklippen gezogen, und muß sich nothwendigerweis mit auf- und ablassen nach und nach zerreiben und brechen, anstatt daß man dieser schrecklichen Gefahr leicht durch Wellen oder Flaschenzüge vorbeugen, und also des Menschen Leben sichern könnte. — Das ist nicht mein Gedanke; bieder Männer im Lande gaben schon den menschenfreundlichen Rath, aber die Holzer sind in der Gefahr verhärtet, und setzen lieber ihr Leben der augenscheinlichen Gefahr aus, als daß sie einige Gulden Kosten verwenden, selbes zu sichern.«

Wie am männlichen, so kann der Beobachter (nach Büelers Meinung) auch am weiblichen Geschlechte »bald den geraden, freyen Sinn, den gesunden Menschenverstand« wahrnehmen. Die Toleranz sei eine »wohlthätige Frucht der ursprünglichen Güte dieses Volkes«.

Dessen augenblicklicher Wohlstand fällt umso angenehmer in die Augen, als die Nation »durch den ausgebreitetsten Handel gleichsam das Geld aller Nationen in ihr Land bringt, ohne ihre Laster, ihre Abartungen mitzunehmen«. So bleibt der Wohlstand stets »in den Schranken der wohltätigsten SimPLICITÄT in Sitten und Lebensart«.

Nach solchem Pathos umso wohltätiger nimmt sich die heitere Sache aus, die nach Büeler »gestern«, d. h. am Nachmittag des 9. September passiert sein soll. Eine Chaise mit zwei Herren und deren Bedienten fuhr von Netstal her gen Süden und hielt vor dem Rathaus der nächsten Gemeinde. »Wo Glarus seye?« — fragten die Insaßen.

»Ach, mit welchem Geiste, mit welcher Kenntniss reisen die Meisten!« — klagt Büeler.

*

Cambry Jacques (1749—1807), Préfet du département de l'Oise etc., Verfasser zahlreicher archäologischer Arbeiten, Verfasser auch einer zweibändigen »Voyage pittoresque en Suisse et en Italie«, war ein weitgereister Mann, der unser Land erst kurz vor Beschluß seiner Schweizer- und Italienreise besucht — genauer gestreift hat. Er streifte es auf dem Wege von Weesen nach Lachen. Daß die Zeit zu einem ausgiebigeren Besuche nicht gereicht hat, können wir nur bedauern, einmal darum, weil Cambry dann auch vorteilhafter sich präsentierende Gegenden des Glarnerlandes gesehen hätte; zweitens deshalb, weil sich der Verfasser in seinem Werke als gleichzeitig empfindsame, wie kritische und gewissenhafte Persönlichkeit von vielen Gaben und von reicher Erfahrung ausweist. Leider fehlen da, wo er auf die unerfreulichen Zustände der im Oktober 1788 durchreisten Gegend zwischen Weesen und Lachen zu reden kommt, bestimmte Ortsangaben; der Leser ist versucht, anzunehmen, Cambry hätte sich bereits jenseits der Landesgrenzen befunden. Der widerliche Eindruck der den Reisenden hier begegnenden schmutzigen, zerlumpten Bewohner mochte (nach dem Gesetze der Kontrastwirkung) umso tiefer sein, als sie die Lage von Weesen unvergleichlich schön gefunden hatten: »Rien d'auguste, de grand, de sauvage et de pittoresque, comme les bords du lac de Wallenstadt!« —

S. G. Bürde, der im gleichen Jahre an eben der Stelle wie Cambry die Grenzen unseres Landes gestreift hat, bricht bei Erwähnung des Walensees in die Worte aus: ihn »setze ich unter das Herrlichste, was sich mir je in der Natur dargestellt hat«.

*

Im »Tableau pittoresque de la Suisse« des *Marquis de Langle* (Paris 1790) handelt es sich um ein Bändchen von 133 Seiten Text im Oktavformat. Gemessen an dem, was der Verfasser bietet, ist der Titel doch wohl zu überheblich. Daß de Langle auch unsern Kanton besucht hätte, wird einzig und wenig zureichend durch die Erwähnung der Denksteine auf dem Schlachtfeld zu Näfels belegt.

Das »*Fragment d'une lettre écrite de Lausanne par une Comtesse Polonaise*« ist so kurz, daß man es wiedergeben darf, trotzdem es von einer mehr gesellschaftlich als geistig hochstehenden Persönlichkeit herrührt. Es demonstriert die betrübliche Wahrheit, daß ein von Vorurteilen Verblendeter als ein Blinder durch die Welt reist. Ueber diese Blindheit können auch wohlklingende Sätze nicht hinwegtäuschen.

Lausanne, le 12 sept. 1790.

« Le canton de Glaris m'a offert le tableau touchant de cette simplicité de mœurs et de cet âge d'or dont on parle tant sans presque jamais les rencontrer. Mais aussi où les trouverait-on, si ce n'est dans les lieux que la nature semble vouloir dérober à la dépravation, en les environnant de montagnes inaccessibles? Le passage de ce canton à Altorf a été fatigant; mais dans quel endroit la nature fait-elle oublier plus aisément ce genre de peines, que dans un pays où elle en dédommage amplement par l'aspect de tant de beautés réunies? »

*

Heinrich Nehracher (1764—1797) von Stäfa, von Beruf Hafner (Sohn des 1683 in Niederurnen geborenen und erst 1721 nach Stäfa ausgewanderten Hafners Joh. Caspar Nehracher-Steinmann), der bildungshungrige und nach Freiheit dürstende Untertan der Stadt Zürich, ein Freund des Barden von Riva und Gesinnungsgenosse des Landseckelmeisters J. P. Zwicky in Glarus, dürfte sich, laut seiner brieflichen Äußerung an den jungen H. J. Lavater vom 28. Oktober 1790 in unserem Lande aufgehalten haben, bei welcher Gelegenheit der junge Mann — wohl eines Sonntags, denn er tat die Reise nach Mels und Glarus, um an diesen Orten zu arbeiten — auch dem Klöntal einen Besuch abgestattet haben muß, welcher Spaziergang als literarische Frucht jene Idylle zeitigte, die unter der Ueberschrift: »Auf S. Geßners Denkmal, von Z. u. B.« im zweiten Heft des Schweizer'schen »Museum« 1790 erschienen ist.

Nehracher beschreibt in einem der erwähnten Briefe an Lavater das Geßnerdenkmal als »eine abgerissene Felsengruppe die nicht

vest mit dem Berg zusammenhängt, und mit leichter Mühe über den nahen Abhang herabgewälzt werden kann. Also mag Herr Landseckelmeister Zwykj nur einem seiner Landsleuten zunahe treten, oder sich einmal auf der Landsgemeine durch ein freyes Urtheil gegen den Pöbel versündigen / und wie bald ist das geschehen / so liegt das Monument im Clönthalersee, und nur das Tagbuch* bleibt noch der Nachwelt übrig...« (Stäfa, 26. Mai 1791).

Was Nehracher sonst noch Merkwürdiges und Vertrauliches von seiner Reise nach Mels und ins Glarnerland dem Zürcherfreunde mitzuteilen hat, betrifft einmal seine Aussöhnung mit dem ihm in Wallenstadt zuerst eher unhöflich begegnenden Bernold, dann die »wie der demokratische Pöbel an der Landsgemeind« wütende Glarnerlinth, und drittens »die unselige Intolleranz im Canton Glarus. Ungeachtet ich weis, daß die Reformirten ihre Chatoliken drücken und verlachen, u. sie daher zum natürlichen Mißtrauen u. Eifer verführen, so sind sie dreist genug, keinen Chatoliken für redlich zuhalten, u. frey herauszusagen, auch der beste seye ein Schelm! Ich bin aber ganz vom gegentheile überzeugt, da ich wenige Tage vorher in Mels die gewissesten Proben von reiner Freundschaft u. wahrer Menschenliebe gesehen. Man mus nur voraussetzen: was du willst, daß dir die Leüte thun, das thue auch ihnen. Mein Vater war über besagte Aeufferungen sehr aufgebracht, da er schon mehrmal in Clöstern u. bey Privatpersohnen von Redlichkeit und Wohlthun Zeüge war. Ich hingegen lies sie bey ihren eingewurzelten Vorurtheilen stehen, da keine Einwendung galt, u. besonders da ich sah, daß noch selbst ihre Prediger das unselige Schwert der Verdammung tragen, u. es über alle Köpfe zuken, die nicht glauben was sie...« (Stäfa, 4. Nov. 1790).

*

In den Jahren 1795 und 1796 sind anonym in Berlin unter dem Titel »Ueber die Schweiz und die Schweizer« zwei Bändchen Reisebriefe erschienen, die noch von Wäber 1899 einem J. K. Lange als Verfasser zugeschrieben wurden. Inzwischen ist als deren Autor der Verfasser der Hexenhandel-Briefe, *H. L. Lehmann*, nachgewiesen worden. Da das auch den Glarnerbrief enthaltende zweite Bändchen auf Seite 117 eine 1793 erschienene Broschüre erwähnt, kann Lehmanns Reise nicht früher, dürfte vielmehr aller Wahrscheinlichkeit nach um 1794 unternommen worden sein.

Ohne daß Lehmann gröbliche Fälschung vorgeworfen werden könnte, verraten seine an sich geistreichen Aeufferungen doch ein

* darunter ist zweifellos Büelers Schrift verstanden.

einer objektiven Beurteilung der Tatsachen wenig förderliches Resentiment, welches wohl als leidige Frucht der seinerzeit zwischen der glarnerischen Regierung und ihm gepflogenen Verhandlungen (siehe Jahrbuch des Hist. Vereins Glarus 1865) I, S. 11, zu begreifen ist. Kaum daß die Natur von Lehmanns Kritik verschont bleibt! Zwar gewährte ihm der Fätschbach »in manchem Betracht ein prächtigeres Schauspiel als der Wasserfall bei Schaffhausen« — aber alles in allem ist ihm unser Land »eine Gegend voll der schrecklichsten, ungeheuersten Gebirge«, und Glarus, der Hauptort, ist für ihn »eben von keiner Bedeutung und hat nichts Anziehendes« für den Fremden. Es sei für diesen angenehm — sagt Lehmann — die Begeisterung zu bemerken, womit die Glarner von dem Heldenmut ihrer Väter sprechen. Wenn man sich aber nach den Verhältnissen dieser begeisterten Redner erkundige, so erfahre man, daß der eine vordem als Stalltürhüter nach Rom, der andere als Musketier nach Sardinien und der dritte als Trommelschläger nach Neapel sich hatte mieten lassen. »Man könnte wohl zehn gegen eins wetten, daß dreimal dreihundert von *diesen Helden* nicht hinreichen würden, einen Sieg wie den zu Näfels zu bewirken«.

Aber auch sonst findet Lehmann die glarnerische Nation im Absinken begriffen. Es seien böse Zeichen, wenn der Rat schwören muß, von Miet und Gaben frei, wenn die Landleute schwören müssen, von Bestechung frei zu sein. Vom Uebel sei auch eine Einrichtung von der Art der Aemter-Auflage. Wohl sei die Verfassung demokratisch. »Aber diese Demokratie ist eben keine der reinsten. Die höchste Gewalt steht zwar auch bei der Landsgemeinde... aber die Stimme des Volks wird hier nur wenig gehört... Ueberhaupt merkt man es sehr deutlich, daß der Handelsgeist, der Reichtum und der Luxus sehr stark an der Freiheit des Volkes nagen. Die Aristokraten sind gewohnt, alles für Deklamation auszugeben, was wider ihr System spricht... jene gestrengen Herren haben *immer* Recht, oder wollen es wenigstens haben, auch selbst dann noch, wenn das Erkenntniß ihres beinahe allgemein anerkannten Unrechts, sie für neue Irrtümer hüten könnte... Der Despotismus des Reichthums spukt sehr stark unter diesen Republikanern. Und schon aus dem häufigen und hitzigen Widerspruch, den diejenigen gefunden, die über die fehlerhafte Regierung dieses Staats und über die Entwertung seiner Bewohner geschrieben haben (wie z. B. Herr Ramond, Coxes Uebersetzer) läßt sich wohl vermuthen, daß die Sache nicht ganz ohne Grund sein muß... Es herrscht hier eine Betriebsamkeit und

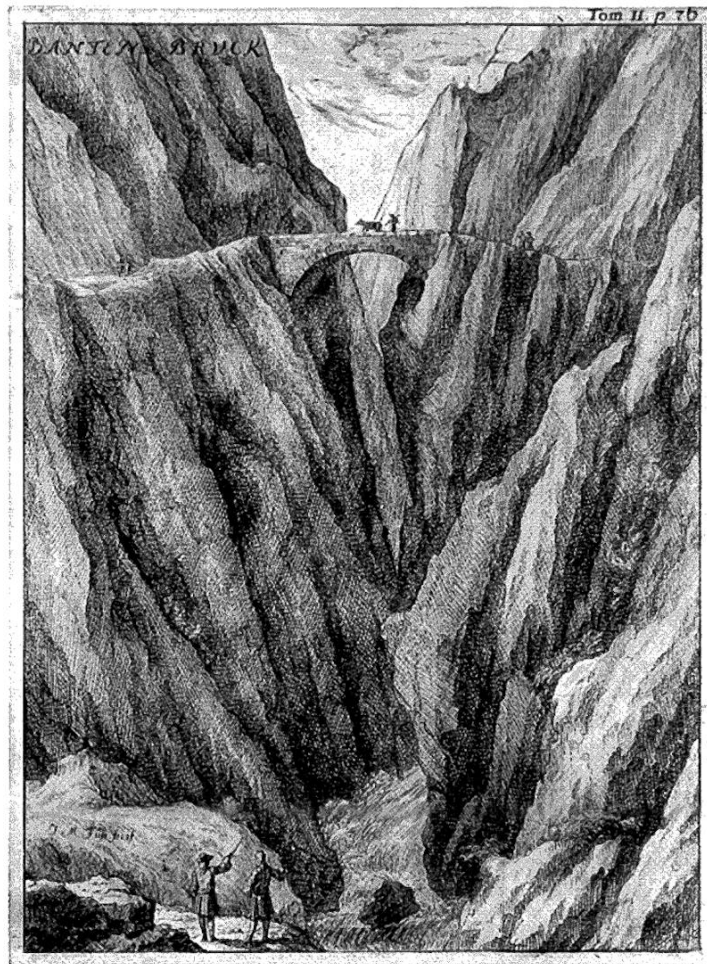
ein Geldgeiz, die den Kanton würdigen, zu dem Rang der ersten aristokratischen Kantone emporgehoben zu werden. Man kann die Glarner ein spinnendes und webendes Volk nennen. Alles spinnt und webt, was nur Hände hat... Die Viehzucht wird mit großem Nutzen getrieben; aber immer hat man hier noch Gemeinweiden; immer will man noch nicht einsehen, daß sie weit einträglicher und nützlicher werden könnten, wenn sie verteilt würden. Sie wissen ja schon, wie sehr die Schweizer von der Gewohnheit, von dem alten Herkommen tyrannisiert werden... Der unersättliche Geldgeiz der Glarner hat eine allgemeine Bestechbarkeit durch das ganze Volk erzeugt. Die vornehmsten Staatsbedienungen werden so ziemlich für den höchsten Preis losgeschlagen. Der Meistbietende ist der Weiseste.«

Wenn sie schon gegenüber Ramonds wohlwollender Kritik sich empfindlich zeigten, wie mußten die Glarner verletzt werden durch Lehmanns boshafte *Aperçu*: ihr Land zeichne sich vor andern aus durch »Käse, Hexen und republikanischen Ahnenstolz!«*

*

In der zweiten Julihälfte des Jahres 1796 erhielt unser Land den Besuch einer vierköpfigen Gesellschaft aus Zürich, bestehend aus J. H. Meyer und L. Heß, Maler und Radierer, aus dem Zeichner Graß und dem Verleger H. Geßner. Währenddem Heß darauf verzichtet hat, anders als mit dem Zeichenstift und der Radiernadel über diese Reise sich auszusprechen, haben sowohl Meyer als Graß sich auch literarisch geäußert; jener in seiner »Erklärung der 6 radierten Blätter« des Helvetischen Calenders für das Jahr 1797 — dieser in seiner in eben diesem Jahre bei Heinrich Geßner erschienenen Schrift: »Fragmente von Wanderungen in der Schweiz«.

* In einer 1799 in Leipzig herausgegebenen zweibändigen Abhandlung Lehmanns über »Die sich freywähnenden Schweizer« gesteht der Verfasser (II, 98—104): »Ich selbst ließ mich auch 1780 (er meint wohl 1782) von der äußern Scheinseite der Freyheit blenden und schwatzte über Freyheit und Patriotismus der Herren Glarner; aber sie sind mir in der Folge beyde verdächtig geworden... Die an der Spitze dieses Völkchens stehenden und dasselbe durch ihre Reichthümer beherrschenden Familien Zwicki, Schindler, Marti, Zweifel, Heer, Blumer, Heiz, Weiß, Bachmann, Tschudi, Hauser, Bernoldi, Freyler und Müller waren die eigentlichen Regenten des Landes und die Landsgemeinde eine bloße Farce. In keinem Canton war die englische Bestechbarkeit mehr eingerissen als in diesem.« Gewisse Konstitutionsfloskeln wären vorhanden gewesen, aber nur, »um den gemeinen Mann damit einzuschläfern und einzunudeln«. Auch Glarus schien dem Verfasser also reif zu einer teilweisen Verfassungsänderung. (Band I/11).



Pantenbrücke
J. J. Scheuchzer - J. M. Füßli, 1706

Meyer und Graß unternahmen den Ausflug in bewußt einseitiger Einstellung: sie gedachten, malerische Landschaften als Objekte ihrer Kunst aufzusuchen und festzuhalten; gedachten gleichzeitig, der »Gesellschaft« zu entfliehen, den Umgang mit »natürlichen« Menschen zu pflegen und das Menschliche in sich selber möglichst unbehindert zu Worte kommen zu lassen. In der an sich unverdorbenen Natur sollte der natürliche Mensch den inneren Frieden, die Ruhe des Herzens — in der Beschäftigung mit der Kunst sollte der Geist die seiner würdige Nahrung finden.

Wennschon Meyer in fünf Kapitelchen das Unterland, Sernftal, Klöntal, die glarnerische Industrie, Großtal samt Pantenbrücke behandelt, Graß dagegen nur die »Reise nach Glarus und ins Clönthal«, so ist sein Reisebericht unstreitig wertvoller als derjenige Meyers, weshalb wir ihm, dem jüngeren von beiden, den Vortritt lassen.

Carl Gotthard Graß (1767—1815), aus Livland stammend, erst Theologie studierend, dann der Schriftstellerei und Malerei sich zuwendend, hielt sich noch um 1790 in Jena auf, befreundete sich dort mit einem jungen *Sprecher* aus Jenins und reiste mit diesem zusammen über Frankfurt, Mainz, Mannheim, Straßburg nach der Schweiz und Bündten, um dann während geraumer Zeit in dem Sprecher'schen Hause zu Jenins »die herzlichsten Beweise von Freundschaft und Gastfreuigkeit« zu genießen. Später hielt er sich zeichnend und schreibend im Domleschg auf und erfuhr die Genugtuung, daß seine Beiträge in Zschokkes »Erheiterungen« gern, daß seine Gedichte in Deutschland gut aufgenommen wurden.

Trotz der bereits zugegebenen Einseitigkeit der Einstellung, trotz der Beschränkung auf den Besuch des Klöntals und trotz der ausgesprochen subjektiven Berichterstattung bleibt Grassens Beitrag noch substanzreich genug, um mit unter jene Berichte gezählt zu werden, die wir am wenigsten vermissen möchten. Da er als typischer Erlebnisbericht weder Resumés von Geschichte und Verfassung noch sonstwie Abgeschriebenes enthält, da Graß sich kritischer Selbstprüfung befleißigt und nur wegen seinem unzulänglich wiedergegebenen Glarnerdeutsch getadelt werden kann, ist es gerechtfertigt, seinen Reisebrief an K. — denn um einen solchen handelt es sich, zwar nicht der äußeren Form, aber dem inneren Wesen nach — im folgenden ungekürzt und buchstabengetreu wiederzugeben. Der gelegentlich noch französierende Verfasser drückt sich meist sehr gewandt, ja oft in dichterisch gehobener Sprache aus.

»Reise nach Glarus und ins Clönthal im Jahre 1796.

Am Freytag den 22. Juli fuhr ich in Gesellschaft einiger Zürcherfreunde, Heß, Meyers, Gefßners mit dem Glarner-Boten ab. Ich werde krank, sagte Heß, wenn ich nicht alle Jahre einige Bergreisen machen kann.

Die Fahrth auf dem Zürichsee hat mir nie sehr gefallen. Er ist gegen seine Länge nicht breit genug, und die Ufer haben etwas beengendes, weil da auch das kleinste Plätzchen vermaurt und verzáunt oder bebaut ist. Hinter Stäfa wird die Aussicht in die Eisberge größer, romantischer, aber von Schmerikon weg, wird die Natur immer anziehender. Man sieht ihr freyeres Spiel und hölzerne Hütten. Hinter Kaltbrunn kommt man ins große Gebierrg. Da rauschen die herabströmenden Bäche, durch ausgehölte Steinbetten, waldigte Gruppen steigen aus der Tiefe empor, und hohe Wallnußbäume beschatten die Straße. Weil es heftig regnete, hatten wir uns auf den Wagen des Glarner Boten gesetzt, und wir mußten uns das Vorübereilen der Gegenden gefallen lassen. Der erste Anblick der hintereinander sich schichtenden gewaltigen Berge ergriff mich mit entzückender Begeisterung.

Ein Mädchen aus dem Toggenburg setzte sich bey der Ziegelbrücke mit in den Wagen. Sie war ungemein lustig, und gestand sie habe einen kleinen Rausch. Dennoch war alles was sie sagte und that, höchst unbefangen. Sie antwortete auf alle Fragen, wenn sie nur die Antwort wußte, und sie gab, was sie hatte, aber sie nahm auch was man ihr darbot. Auf unsere Bitte sang sie auch. Wir alle freuten uns der herzlichen Unbefangenheit und des frohen Sinnes dieses Naturkindes. O wenn ich dann an die gezierten, verschrobenen mechanischen Puppen in der großen Welt dachte! —

Der Weg nach Glarus über Näfels hat für denjenigen der eben in die Schweiz kommt, etwas unbeschreiblich Großes. Ungeheure Massen mit steilen Felswänden, scheinen das sonst ansehnliche Thal zu verengen und zu verdunkeln. Der heftige Regen nur hinderte uns den Anblick ganz zu genießen.

Dem ohngeachtet war es mir als ich in Glarus unter dem hohen gewaltigen Kegel des Glärnisch stand, als hätte ich noch keine Berge gesehn. Ein dunkles Violet floß an seinen Wänden herunter, flimmerte an der hohen Spitze. Ein ungeheurer Obelisk den die Natur aufrichtete, steht er da, fest und unbeweglich, als säh man es seiner eisernen Stirne an, in welchen Stürmen und Wettern er schon da stand. Ich fühlte etwas so beengendes unter den furchtbaren Fels-

kolossen die dieses Thal bilden, daß ich sagen mußte: Hier möcht ich nicht wohnen! Leise wiederholte mein Herz diesen Ausruf, als ich im Wirthshause dem politischen Disput einer ansehnlichen Gesellschaft aus dem Orte beywohnte, wobey vor Lärm keiner des andern Wort hörte.

Das Interesse das man hier und an den mehresten Orten der Schweiz an den Angelegenheiten Frankreichs nimmt, hängt überall mit dem Einfluß zusammen, den der Krieg auf den Handel und Absatz der Waaren hat. In der ganzen Welt ist keine Realität so einleuchtend als die des Geldes.

Es war wieder hell geworden und die Witterungszeichen versprachen dauerhaft gutes Wetter. Die Wolken giengen hoch und hatten die Felsen, woran sie wie kleine Inseln hängen, wenn die Luft sich verdicket, verlassen.

Unser kleines Gepäck und etwas kalten Braten, nebst Wein hatten wir einem jungen Burschen zu tragen gegeben, und wir folgten mit unseren Portefeuilles. Im Dörfchen Rietern fanden wir unter und über der Brücke interessante Standpunkte zum Zeichnen. Die Fälle der Löntsch, die zwischenliegenden Felsenstücke, die angränzenden Hütten, der gewaltige Glärnisch, der vorliegende Buchenhügel, bilden von jedem Standpunkte aus malerische Ansichten. Mannigfaltigkeit und Größe machen die Gegenden um Glarus zu den interessantesten in der Schweiz, aber dem Haßlital kommt es doch nicht gleich. Es hat nicht die schöne Ausdehnung und das große, und zugleich freye Amphitheater jenes Thales. Zusammengedrängt und eckigt, stößt es das Auge unsanft zurück, und die wilde Natur durchbricht hier überall den Schleyer der Anmuth.

Eine Stunde weit hinauf führt ein bequemer Weg in's Clönthal. Zur Rechten Gesträuch und Felsen, zur Linken die donnernde Löntsch. — Es soll hier eine Stelle seyn, wo das Wasser sich in eine Schlucht hinein und dann durch eine runde Felsenöffnung wieder herauswerfen soll. Man nennt es das Choli-Loch (Kohlenloch, wahrscheinlich weil es schwarz ist; Choli ist hier auch ein gewöhnlicher Name von Hunden). Ich hörte erst nachher davon, man versicherte mich aber daß es jeden Reisenden frappiert habe.

Es hat immer etwas Belohnendes, wenn man sich aus einem dunkeln Thal, betäubt vom Lärm der stürzenden Bäche auf die Höhe gearbeitet hat. Ganz besonders ist dies der Fall, wenn man zum Clönthal-See kömmt.

Kein Dorf, Kein Flecken mehr — Natur, Natur! — Grüne kleine Hügel mit wenigen Heuställen zwischen Ahornen versteckt, fassen

wie mit grüner Borte den hellen, grünlich-blauen, Spiegel des Sees ein. Die Sonne gieng am hohen Bragel unter, und streifte zwischen das Felsenthal am Ende des Sees, an die linke Uferseite, versilberte den Wasserfall, färbte höher das grüne, röthete die Felsen des Glärnisch und ein grau violetter duftiger Schatten-Ton versteckte alles Rauhe der furchtbaren Gebürgwände. — Im dunkelgrünen Schatten lag die Gegenüberseite und das ganze Bild, die grünen Hügel, der Wasserfall, die Ahorne, die röthlichen Felsenplatten, der duftige Schatten und ein kleiner Ausschnitt vom heitern Himmel warf sich mit unbeschreiblichem Zauberreiz in den Spiegel des Sees und der Widerschein schien den Boden desselben zu berühren, so lang dehnten sich Schatten und Lichte. —

O himmlische, himmlische Natur! rief mein wonnetrunkenes Herz. Hier ist Friede, hier ist Ruhe! bey dir ist Friede, bey dir nur Ruhe. Hier, geschieden von der Unterwelt und dem beengenden Gewirre ihrer Verhältnisse am Busen des Freundes ruhen, ausruhen und die Sonne sinken sehn — o das ist das höchste, was jezo meine Seligkeit machen könnt! — Wie sehnt' ich mich nach dir mein K. bey jeder neuen Ansicht — in jedem sonnigten Moment vermißte ich dich, und selbst der in Gedanken mit dir getheilte Genuß gieng zu weilen in ein Gefühl über, als ob du wirklich da wärest. — Wir ruhten am Hügel, o das ist doch schön, das ist doch prächtig! war aller Ausruf. Wir öffneten unser Fäßchen und tranken ein Glas von unserm Wein,

Der Abendröthe Schein
Fiel auf des Glases Spiegel,
Es blinkte sich drinn der Hügel
Mit sanftem Widerschein.
Wir tranken ihn herab
Den hellern Sonnenfunken
Und Kummer war versunken
Wohl in das tiefste Grab.
O mal in meinem Wein
Du Malerin! o Sonne!
Des schönsten Abends Wonne,
In sanftem Widerschein!

Eine neue Welt lag in meinem Herzen und aus ihr heraus bereicherte und veredelte sich die Schöpfung. Wie sieht man so anders, wenn das Herz freudetrunken ist! die große, reiche, herrliche Natur war das Thema meiner Seele, das ich bey jedem Schritt von neuem

wieder aufnahm und woran ich mich nicht satt empfinden noch überdrüssig denken konnte. Nie hab ich eine größere Mannigfaltigkeit von Kräutern und Blumen gesehen, als ich an diesem Abend an dem Steinpfad am See erblickte. Jede Ansicht des Sees gewährte ein neues Bild. Das Thal wurde dunkel und nun glänzten, die uns im Rücken gelegenen Berge desto feyerlicher und ihre klaren Gipfel malten sich in dem beschatteten See. Tiefe Stille rings umher! Einzelne Glöckchen von grasenden Kühen töntten. Es murmelte der Wasserfall der unweit Geßners Denkmal (von Zwikky) niederfällt. Ich lief immer einige Schritte voraus um allein zu seyn.

Mit einemmal — ein furchtbares Geräusch, wie wenn Steine zermalen würden. Es wird immer stärker, Kugeln fahren durch die Luft und plumpen in den See nieder. Ich konnte mich kaum besinnen, so sehr hatte mich das Getöse verwirrt und erst nach einigen Minuten sah ich das Niederrieseln unzähliger Steine an einer Rüffi, einem Steinlager, das wie ein Stück Chaussée vom Berge herabhängt. Die größeren flogen in großem Bogen, und ganze Massen bröckelten sich oben am Kalkberge los. Es war ein interessanter Anblick, aber die Gefahr, wenn man gerade im Augenblicke des Schusses unter eine solche Rüffi käme, wäre auch nicht zu verkennen.

Hinter dem See liegt ein sehr ländliches Thal. Wiesen, Ahornen, Hütten, Kirschbäume, gruppiren sich durcheinander. Unser Freund Heß kam uns entgegen, er erzählte, welche Mühe es ihm gemacht, uns beym Heiri Pegliger, in einer Hütte, die uns empfohlen war, Quartier zu verschaffen. Die Frau hatte gewaltig viel Lärm gemacht, sie könne keine fremden Leute beherbergen, es sey ihr Hüsli von Knechten besetzt und kein Wirthshaus.

In solchen Fällen ist ein Reisender, der die Sprache nicht kann, gar übel daran. Unser Freund ließ sich nicht irre machen. Wir sind keine fremde Lüt. I bin da wol oft gesy und kenne die und die Herren in Glarus, und die hent uns herrekommandiert. Wo soll man by der Nacht hin? wir wolle ja gerne bezahle was ihr went, und zu Esse hän wir selbst wan ihr nüt geben wend.

Endlich ließ sie sich bewegen und wir wurden sehr freundlich empfangen. Unser Freund hatte inzwischen Milch gekauft, die kochte sie uns und brachte Brod, Anken und Honig. Eine Lampe, aus einem Stück Unschlitt und daran geklebten Tocht erhellte spärlich das Zimmer. Die Knechte lagen am Ofen, und die Frau, die schon über 60 Jahre, aber noch sehr froh war, setzte sich zu uns und schwazte. Vor jeder Verneinung gieng ein behütis Gott! vorher, und bey einer Bejahung hieß es, ja ordentli.

Am andern Morgen wurde das Nachtesen unser Frühstück und wir zahlten, für unser Nachtquartier vier Glarner-Rubel. Unsre beyden Gefährten blieben hier zurück, und ich gieng mit Heß zur Reichisauer Alpe. Merkwürdiges fanden wir dort nichts, aber ein gar liebliches Ahorn-Wäldchen und darunter liegende Hütten. Ein junger Senne, der uns zeichnen sah, lud uns in seine Hütte. Kraft und Leben und eine glückliche Sorglosigkeit charakterisierten fast alle Menschen, die wir hier sahen. Weiber sieht man fast gar nicht. Die bruchid wir do nüt, sagte mir ein junger Kerl, und hier scheint der Mangel der Weiber dem Glück der Menschheit nicht den geringsten Abbruch zu thun.

Was hätt ich drum gegeben auf diesem so heimlichen Plätzchen nur einen oder den andern meiner fernen Freunde herumführen zu können. Getrennt von Menschenhaufen in der Stille der Gebürge eines Freundes Stimme zu hören, ist uns der erfreulichste Laut den ein Menschenohr hören kann. In eben dem Verhältnisse steigt der Genuß an allem sinnlich zu kostenden. Ein Glas Wein ist ein Nektar. Eine Pfeife Tabak begeistert. (Berge! Berge! auf euern Gipfeln wird Körper und Geist gestärkt und das Herz wird groß.) Daß ich euch alle ihr kleinlichen ihr kraftlosen, ihr sybaritischen Menschen, auf ein Hochgebürge zaubern, und euch in die Seele rufen könnte: Seyd nicht mehr so klein, erhebt euch zur Einfachheit, zur Seelenkraft, werdet Menschen, werdet natürlich!

Von einem Hügel herab überschauten wir die Gegend. Der Hinterberg des Glärnisch vollendet das große Bild, daß wir schon an seinem Fuße in Glarus bekommen, mit gewaltigen Zügen, und doch ist der obere Theil, wo man über drey Stunden auf Gletschern geht, dem Aug verborgen. Wenn ich mir die ganze Masse des Glärnisch vorstelle, so hab ich das größte Bild, das mir aus der Schweizer-Natur geblieben ist. Der Bragel, der Wannerstok, der Ochsenstok, der Rötetistok, die man alle von diesem Alphügel sieht, sind ganz unbedeutend, gegen dem ungeheuren Koloß des Glärnisch. — Am Hinterberg des Glärnisch zieht sich die Roßmattalp herauf. Unter dem Ochsenstok weg geht man auf die Langeneckalp. Mit Hülfe eines alten Sennen, (Rathsherrn Gallati)* orientirten wir uns in der Gegend und dies ist ein nothwendiges Mittel, wenn man ohne Führer gehen will, und wegen der Größe dieser Berge ist es sehr anwendbar.

Gelbröthlich war der Horizont gegen Sonnenuntergang, ein Zeichen von fortdaurendem gutem Wetter. Heß ließ sich bald bewegen,

* Ratsherr Joseph Adam Gallati (Katholik) von Netstal (1744—1827).

denn ein Freund der Natur darf nicht träg seyn, und wir giengen ohne Weg zu haben, wie wir uns die Lage imprimirt hatten, nach der obern Langeneckalp zu. Ein junger Bursche an der Höhe erhob ein fürchterliches Geschrey, so daß ich glaubte, er sey wahnsinnig, oder er halte uns für Franzosen. Selbst mein Freund blieb stehen. »Was will der Ma?« — aber er redete nur mit seinen Ziegen, die an seine Sprache und Töne besser gewohnt seyn mochten, als wir es waren.

Es war 7 Uhr Abends als wir auf der Höhe anlangten, und merklich kälter. Wir sahen ringsum eine Menge Heerden und kamen endlich zu den Hütten. Der Senn, den uns die Frau des Pegligers als einen grundfrynen Menschen geschildert hatte, war wirklich ausnehmend gefällig. Während der Senn mit seinen Knechten die Kühe melkte, zeichnete ich die Hütte. Die Kühe blieben stehn und stierten mich als etwas ihnen Fremdes an, und der Stier der Heerde fieng ein fürchterliches Gebrüll an. Das ist alliwy! sein Bruch, sagten die Leute, ha ist ä wüster (wüschter) Kezer*. Etwas gekochte Milch, Anken und Brod war unser Abendessen, dann giengen wir, unsrer 9. an der Zahl schlafen. Etwas trockenes Bergheu, worüber grobe Tücher gedeckt waren, war unser Lager. Um zwey Uhr morgens wekte mich mein Gefährte und ein paar Knechte, die die Heerden hüten, damit sie nicht auf den Abhang sich verlieren, standen mit uns auf, und machten Feuer an. Der Kessel wurde aufgesetzt. Ein großes Stück Butter wurde darin geschmolzen und einige Handvoll Mehl mit einigen Löffeln voll Suffi verdünnt, darinn umgerührt. In wenigen Minuten war das Essen fertig, welches Fentsch heißt und schmeckte vortrefflich. Wenn man statt der Butter frischen Rahm nimmt, heißt es Kium, von umkien (umwerfen) ein gewöhnliches Schweizer Verbum. Wir hatten guten Appetit, und bald nachher traten wir unsere Wanderung auf die höhe Scheue, (Schie) an. Der eine Knecht war unser Führer und in fünf Viertelstunden waren wir an dem lezten Absatz der Höhe. Noch schien der Mond, und Dunkel ruhte in den Thälern. Wir setzten uns unter dem Wind an einem Precipice, wo es nur des geringsten Stoßes bedurft hätte, um ins Thal herab zu fahren. Es war sehr kalt. Bey einer Pfeiffe Toback erzählte uns unser Führer, wie sich einst ein paar Männer, wegen eines Kalbes, das beyde sich vindicirten, so

* Die meisten Leser werden geneigt sein, die Beschimpfung »Ketzer« mit den Reformationsstreitigkeiten in Zusammenhang zu setzen. Zu Unrecht! Schon um 1387 (!) mußte sich bei uns der Rat der mit »Ketzer« Beschimpften annehmen! (Vgl. Nr. 105 der Urkundenslg. des H. V. G.)

geschlagen hätten, daß beyde auf der Stelle tod gefunden wurden. Ein Stein bezeichnete jezt die Stelle.

Um halb vier Uhr langten wir auf der Scheue an. Die Sonne gieng auf, nicht ganz heiter, welches nur nach einem Regen der Fall seyn soll. Es war ä chli g'hei, (ein wenig dunstig), dennoch konnte man den Wallenstatter und den Zürich- den Greifen- und den Bodensee, den Sentis, Camor, die Bündner Berge, Spitzen vom Tirol, den Märzstok, das Klönthal, die Urnerberge, einen Theil des Schneeberges auf dem Glärnisch, den Rigi, den Schweizerhacken und die Kette bis zum Albis herab deutlich sehen. Es war ein gewaltiger Anblick. Zacken und Hörner, die man in der Tiefe gar nicht sieht, umlager-ten den Gipfel, auf welchem wir standen. Eine Menge kleiner Thä-ler erhoben sich zwischen ihnen. Wenn es ganz klar ist, soll man eilf (eintlif) Seen sehen.

Froh und munter und von der hohen Bergluft erquickt, eilten wir wieder herunter. Unser Führer versicherte, es sey ihm eine große Freude die hohen Berge zu beklettern. Instinktmäßig treibt das Wohlgefühl diese Menschen hinauf.

Die kleinen Steine fielen meinen Gefährten in die Schuh. Hier, meinte der Mann, brauche man nicht zur Pönitzenz auf Erbsen zu gehen. Sind denn eure Pfarrer so böse? fragte ich. O nein! Wenn man ännne brav zu esse giebt. — Auch dieser war ein froher Mensch. Wir fragten: was er bekäme? Etwa 25 bis 30 Glarner-Gulden. Seine Kleidung war ein Hemdrock mit einer Kappe über den Kopf zu ziehen; lange Hosen und mit Eisen beschlagne Schuhe beschützten den nackten Fuß. Die Kühe geben hier aufs höchste 3 bis 4 Maaß (etwa 8 bis 10 Stof) Milch. Gemeinde-Alpen giebt es im Glarner-Land gar nicht. Es ist unglaublich auf was für steile Triften hier das Vieh hinaufgeschleppt wird, aber über alle Beschreibung ist die Verwegenheit der Wildheuer. Dies sind arme Leute, die an den Orten, wo keine Güter sind — an meist unzugänglichen Plätzen — das Gras abschneiden. Siebzig bis 100 Pfund ist schon ein ansehnlicher Tagesertrag und dafür riskirt ein solcher Mensch eben so vielmal sein Leben. Indessen sind die Beyspiele von Verunglückten doch selten. Das macht die Gewohnheit und sie versehen sich auch immer mit hohen Crampons an den Schuhen. — Gemse sind nicht sehr selten in dieser Gegend, besonders auf dem Glärnisch, wo man sie noch Herdenweis antrifft. Unser Führer verließ uns mit einem geringen Trinkgeld sehr zufrieden, und um 6 Uhr waren wir wieder in der Hütte. Man wollte uns ein Essen bereiten, wir aßen aber nur etwas frische Nideli, und gaben unserm Wirth, der uns höflich sagte, als

wir nach unserer Zeche fragten, er habe die Kreyde vergessen, etwas freywilliges. Er war zufrieden und lud uns höflich ein wiederzukommen.

Mit frohem Herzen verließen wir die Hütte und hüpften den Berg herab. Mehr der Schatten, als die Hofnung etwas Malerisches zu finden, lokte uns zu dem Fall der Clö, die von der Roßmattalp herabkommt. Wir fanden den Fall selbst nicht recht malerisch, aber einige interessante Parthien am Bach, die wir zeichneten und malten.

Ich hatte weder Hunger noch Durst, weder Schlaf noch Müdigkeit aber ein Herz voll Ruhe. Fast drey Tage lang hatte mein Aug sich an der großen Natur geweidet und sie hatte meine ganze Seele erfüllt. Neben diesem großen Gefühl konnte keine kleinliche Leidenschaft statt finden, keine ängstliche Lebenssorge — nur das Bild der Freundschaft stand neben dem Bild der Natur, in erhabner himmlischer Größe.

Im Schatten des Ahorn-Baumes hingeworfen trank ich mit wohlüstigen Zügen die Kräuterreiche Luft. Der Bach rauschte und sein Murmeln täuschte mich als hört' ich bekannte Stimmen. Kein unbefriedigtes Verlangen war in meiner Seele; ich hatte über die Berge weggeschaut, ich hatte mich größer als sie gefühlt.

Die Vergangenheyt gieng in sanftem Schleyer gehüllt an mir vorüber. Ich hielt sie einen Augenblick an und entließ sie sanft, ohne mit ihr zu hadern. Ich hatte keinen Feind. Der große Friede der Natur war in mein Herz übergegangen.

Bey allem dem war nichts schwärmerisches in meiner Seele. Die Wirklichkeit und der Mensch in der Wirklichkeit stand mir klar vor Augen. Ich wußte ich würde hier nicht bleiben, ich wußte daß auch diese Menschen in größerer Nähe verlihren, und daß sie nicht viel glücklicher sind als andre, weil sie es nicht wissen; aber ich wußte auch, daß in diesem Augenblick des Genusses für mich etwas reales lag. Ich wollte nicht die ganze Welt nach meinem Ideal harmonisiren, ich wollte gerne dulden, um nur mit meiner Empfindungsweise in Ruhe gelassen zu werden.

Mein Freund war schon vor zwey Stunden zu unserm ersten Nachtquartier gegangen. Ich erschrak da ich die Uhr auszog, daß es schon über 1 Uhr wäre. Unsere beyden Freunde waren indessen nach Glarus gegangen, und das halbe Fäßchen war noch ungeleert. Unsre Wirthin war nun überaus freundlich, und ich konnte es mir wohl erklären, wie diese Leute, die so wenig fremde Menschen sehn und es doppelt empfinden, wenn, wie es doch der Fall ist, ihnen

etwas entwendet wird, gegen Fremde Mißtrauen und Ungeneigtheit mit ihnen zu thun zu haben empfinden. Sie erzählte uns ganz treuherzig wie ihr Sohn Jokeli ihr zugeredet habe die Fremden zu beherbergen. Wir hinterließen den übrigen Wein, daß es dieser Jokeli bekommen sollte. Indessen trinken die Aelpler fast gar keinen Wein. Unser Führer auf der Scheue erzählte uns wie er einmal einen Rausch bekommen hätte, und da wir ihn fragten, wie viel er denn getrunken? so war es nur ein kleines Spizgläschen Kirsch-Geist.

Fröhlich begannen wir nun unsere Rückwanderung. Die Wärme, der Wein, und die liebliche Kühle am Clönthalsee lockten uns zum Niedersitzen, und wir beide waren eingeschlafen. Es giengen Menschen und Saumrosse mit Zieger vorbey, aber ich hörte nichts, o auch dieser Moment des Erwachens war herrlich:

So wacht auf neuem Wandelpfade,
An Lethens stiller Zauberflut,
Der Pilger auf. Sein Auge ruht
Auf unbekanntem Weltgestade.
Des neuen Himmels reine Glut,
Glänzt wo sich seine Augen wenden,
Und tausend Bilder von der schönsten Wahl,
Vereinen sich in einem Zaubersaal,
Ein schönes Ganze zu vollenden.
Bedeckt mit einem zarten Flor,
Sind des Vergangnen Gräberhaine,
Und wie ein lieblich's Meteor,
So steigen nun im Rosenwiederscheine,
Erinnerungen vor'ger Zeit empor.
Die Liebe und die Freundschaft wallen
Ihm nach auch in die beßre Welt,
Sie kränzen ihm des Eingangs Zauberhallen,
Und seiner neuen Kindheit erstes Lallen,
Ist Liebe — und die Thräne fällt.

So war meine Empfindung — als ich beym Erwachen den herrlichen Clönthal-See und meinen Freund Heß neben mir erblickte. So ruhig wäre in Italien weder mein Schlaf noch mein Erwachen gewesen.

Eben als wir in Glarus ankamen, begegneten uns unsre beiden Freunde, die aus dem Linnthal zurücke kamen, und auch voll von

der Herrlichkeit jener Natur waren. Das Wetter hatte sich geändert, ich verschob die Wanderung dahin, für ein andermal, und gieng mit einem Gefährten über Nettstall, Mollis auf Wesen, wo wir uns trennten.«

J. Heinrich Meyer (1755—1829), am 22. Juli 1796 gleichzeitig mit Graß von Zürich abreisend, trennte sich in Näfels von jenem, um über Weesen nach Murg zu gelangen, von wo aus zunächst die Murgalp erstiegen wurde. Wie Graß auf der Längeneggalp, wurde Meyer hier mit dem »Fänz oder G'hyum« bewirtet. Das Mehl, das die Sennen bei dessen Zubereitung verwendeten, präzisiert Meyer als Semmelmehl. Am folgenden Vormittag wurde der Kamm erstiegen, zu dessen Füßen das Sernftal sich hinzieht. Durch die Alp Müllibach hinunter gings nun nach Engi »und von da über gut gebahnten Weg neben dem Sernftfluß heraus ins große Thal« und nach Glarus.

Meyer war lange nicht in dem Maße auch noch Schriftsteller wie Graß, weshalb wir seinem Bericht von der gemeinsam mit Graß unternommenen Klöntaltour nur das entnehmen, was zur Ergänzung des Graß'schen Reisebriefes dienen kann.

Das Gespräch im Richisau, zwischen der Bäuerin und den Knechten einerseits und den Künstlergästen andererseits, drehte sich u. a. auch um das gefährliche Geschäft der Wildheuer. *Ebels* Schilderung des Wildheuens dürfte auf eben den Bericht zurückgehen, den Meyer im Helvetischen Calender veröffentlicht hat. *Pfr. J. R. Steinmüller* fand sich bewogen, auf Uebertreibungen hinzuweisen, die Ebels sonst so hervorragende Arbeit gerade in der Schilderung jener Gefahren aufweist.

Die Schwerarbeit des Holzflößens konnte Meyer mit eigenen Augen verfolgen und fand, dieses sei »besonders in dieser Gegend eines der mühseligsten und gefährlichsten« unter den sauren Geschäften der ärmeren Menschenklasse.

Auf der Reise ins Großtal stießen die Zürcher »in jedem Dorfe auf ganze Gesellschaften von Spinnerinnen die unter freiem Himmel arbeiten, die Durchreisenden begukken, nachbarliche Gespräche führen und dem ungeachtet emsig fortspinnen«.

Da Meyer »die Brücken auf dem Gotthard und in der Büntnerischen via Mala« kannte, blieb das auf der Pantenbrücke sich bietende Schauspiel »unter seiner Erwartung«.

In den Herbsttagen des Jahres 1796, als der Fröhschnee die Alpen erstmals überraschte, erhielt unser Land den Besuch einer Persönlichkeit, deren Eigenart wenigstens umrißweise den Lesern bekannt ist. Der Name des Reisenden, der unsern Kanton, den er stets das »Glarusland« nennt, in Gesellschaft eines Bürgers von Stäfa von Nord nach Süd durchzogen hat, ist *Heinrich Zschokke* (1771—1848): der Geburt nach ein Deutscher, dessen Wahlheimat die Schweiz geworden ist, wo er als politischer und historischer Schriftsteller gewirkt und sich überdies einen Namen gemacht hat mit vielgelesenen volkstümlichen Erzählungen.

Der nunmehr seit Jahresfrist in der Schweiz ansässige Zschokke war nicht nur vertraut mit der Geschichte vom Werden der Eidgenossenschaft, sondern erweist sich in seiner »Wallfahrt« durchs Glarusland auch als über speziell glarnerische Verhältnisse wohlunterrichtet. Volle 85 Seiten des zweiten Bändchens sind unserem Kanton gewidmet; ein ganzes Kapitel beschäftigt sich mit der Schlacht bei Näfels, ein anderes mit der Geschichte der Erdbeben in Kalabrien und Glarus. Auch vom verbleibenden ist nicht alles für unsere Zwecke nutzbar, denn beträchtliche Spannen erweisen sich als Bearbeitungen von Berichten und Angaben anderer. Aus der Tschudi-Chronik übernahm er u. a. die Bärengeschichte vom Ruoggis-Alpli, welche Fabel allerdings Tschudi viel besser erzählt als der gelegentlich sogar »Glarnerdeutsch« radebrechende Magdeburger. Die Trümpi-Chronik bildete Zschokkes dauernde Stütze, wobei er ihre Angaben nach innerlicher Verarbeitung zuweilen in dichterisch gehobener Sprache wiederholt.

Vermischt also der Reisebericht gelegentlich Selbsterlebtes und Gelesenes, so bietet er immerhin noch genug von des Verfassers Eigenstem, um dessentwillen wir ihn nicht entbehren möchten.

Zschokkes Bericht ist nicht nach Art eines chronologisch geföhrten Tagebuches gestaltet, gibt aber eine zureichende Zahl von Daten, um uns darüber zu unterrichten, daß die Strecke von Bilten nach Linthal in einer eintägigen Fußtour bewältigt worden ist. Was unter den Reiseerlebnissen dieses und des nächsten Tages landeskundlich für uns von Interesse sein kann, findet der Leser unten chronologisch geordnet. Wem es um mehr geht als nur um Zschokkes auf das Glarnerland bezügliche Angaben und Reflexionen, wer auch andere als die mitgeteilten Naturschilderungen lesen möchte, findet solches alles im zweiten Bändchen von Zschokkes »Wallfahrt nach Paris« auf den Seiten 379—464.

Man lernt darin den Verfasser kennen als einen, seiner Jugend entsprechend, erlebnisdurstigen Reisenden von impulsivem Temperament, der sich das Reisen nicht in erster Linie bequem zu machen suchte, sondern ein zu erwartendes schönes Erlebnis gern sich etwas kosten lassen wollte. Als impulsive Natur fand er sich zuweilen in ein Unternehmen verstrickt, das bei besserer Vorbereitung bessere Ergebnisse hätte zeitigen können.

Der junge Zschokke offenbart sich in seinem Buche als freigesinnter Humanist, hochgebildet, phantasiebegabt und mit Leichtigkeit sich einfühlend in innerlich irgendwie ihm Verwandtes. Bei dem Reichtum seiner Einfälle hat man in den Kauf zu nehmen, daß hie und da etwas Unzutreffendes mit unterläuft oder daß er sich des einen oder andern nicht mehr erinnert. Wir denken hierbei an seinen etymologischen Versuch, Näfels von Nähe-Felsen abzuleiten, sowie daran, daß er zwar vom Wirt in Linthal einen Zwirnknäuel als Tiefenlot an der Pantenbrücke sich mitgeben läßt, an Ort und Stelle aber — auch bei der Niederschrift seines Reiseberichtes — sich dessen gar nicht mehr erinnert. — Dessenungeachtet tritt uns im jungen Zschokke ein Reisender von größerer Reife als manche seiner Altersgenossen entgegen: ein kenntnisreicher, selbständig urteilender, aber nicht unbescheidener, zur Freiheit geborner Dichter und Denker.

Von Lachen herkommend, nächtigten die beiden Reisegefährten in *Bilten*, wo sie sich vom Wirt des ungenannten Gasthauses berichten ließen, daß der schlechte Ruf dieser Gegend rücksichtlich der giftigen Ausdünstungen der Rieter unbegründet sei. Der Gewährsmann »hatte alte Leute aus dieser Gegend zu nennen, ungeachtet man in der Population des Orts im itzigen Jahrhundert ein Minus, in der Mortalität ein Plus haben will.«

[Erster Tag.] Im Laufe des nächsten Vormittages brachen die Reisenden wieder auf, erreichten nach einer kleinen Stunde *Niederurnen*, wo, so unwirtbar die Felsen auch scheinen, sie doch Wein tragen müssen. Zu Füßen der Klippen, von denen herab die Trümmer der Burg Windeck schauen, gings weiter über Näfels nach *Glarus*, welches um Mittag erreicht wurde. »Die Straßen sind breit und reinlich; die Häuser zwey bis dreygädig, und viele derselben noch immer mit Schindeln gedeckt. Einige Privatgebäude sind nicht ohne Geschmack angelegt; die öffentlichen aber durchaus ohne Bedeutung.

Auf einem Hügel neben dem Städtchen, oder Flecken, oder Dorfe, wie man Glarus auch nennen mag, steht, weit umher prangend, das *Hochgericht*. Dies hier zu finden, wo alles Unverdorbenheit und

Natur atmete, erwartete ich nicht. Es ist ein schändlicher Einfall, zum Peristyle der Städte einen Galgen und Rabenstein zu wählen; man fühlt auf einmahl wieder, daß man in einer elenden Welt lebt, aus welcher die Barbarey nicht vertrieben werden kann...

Sobald wir in Glarus zu Mittag gegessen hatten, machten wir uns wieder auf den Weg, denn der Flecken hat für den Fremden, soviel ich weiß, keine eigentlichen Sehenswürdigkeiten... Wir gingen durch weite, lachende Wiesen kaum eine Viertelstunde, in einer Allee von Fruchtbäumen bis *Enneda*, ein reizender, sehr hübsch gebauter Flecken, am Fuß des kahlen, wandgleichen, ungeheuren Schilffelsen, der dem väterlichen Glarnisch gegenüber steht.

In einer liebenswürdigen Familie, bey der mich mein Reisegefährte einführte, verlebten wir den ganzen Nachmittag. Die Unschuld, Unbefangenheit und Geisteslebendigkeit der schönen Ennedaerinnen hätte mich an Glarus fesseln können, und wäre das ganze Land eine schauerliche Wüste gewesen. Es dauerte keine halbe Stunde, so waren wir miteinander bekannt, als hätten wir ein halbes Jahr schon beysammen gesessen und getändelt. Wir versprachen uns einander zu besuchen; sie mich in Zürich, ich sie in dem schönen Enneda, und wir haben auch hübsch Wort gehalten.« — In der Art seiner neuen Bekannten zu Enneda findet Zschokke einen gesamtschweizerischen Charakterzug bestätigt, wonach »auch selbst die Polizirtesten... in ihrem ganzen Wesen, nicht die ungeschmeidige, republikanische Festigkeit, den offenen, schlichten Gradsinn« verleugnen.

In *Schwanden* angekommen, befanden sich die Fremden inmitten lustigen Lebens — »die Flintenschüsse, deren Knall sich zehnmal in den Vertiefungen der Berge wiederbrach, verkündeten schon aus der Ferne daß dort ein Freyschießen sey, wohin die guten Schützen aus der Nachbarschaft zu eilen pflegen, um die Preise davon zu tragen. — Die jungen Leute mit ihren fröhlichen Mädchen schwärmten auf dem Platz umher, oder schlossen einen dichten horchenden Kreis um einen erzählenden Alten, oder schwenkten ihre vollen Gläser mit Most oder Wein. Wir geriethen unvermerkt in das Gewühl; wir tranken, wir plauderten mit; mein Stäfer fand Bekanntschaften, und beynah hätte man uns verführt, die Nacht in Schwanden zu bleiben, wo man uns ein Tänzchen versprach.« — Seine Beobachtungen ließen Zschokke hier in Schwanden wiederfinden, was er »schon oft in der Schweiz bemerkt hatte«, daß bei dieser Bevölkerung der beste Schwadronneur verlieren muß gegenüber einem Reel-leren, wenn auch Wortkargeren, der mit einem einzigen gesunden Einfall eine Sache ins helle Licht stellen kann. Finde man — meint

Zschokke — selten einen witzigen Kopf, so desto öfter in diesen Tälern und Gebirgen »sehr richtige Urteilsthraft«.

Nachdem sich die Reisenden endlich losgemacht hatten, marschirten sie auf sehr gut unterhaltener Straße »im Schein der Abendsonne dem tiefsten Winkel des Thales entgegen, wo sich die Gebürge aneinander fügen... Der Mond glänzte schon über den hellen, eisigen Firnen des Hintergrunds, als wir in *Lintthal* ankamen, dem letzten Dorfe im Felsenwinkel dieses Thales.

Als wir zu Abend gegessen hatten, wurde noch ein Pfeifchen angezündet, und damit vor der Thür gesessen im Freyen... Inzwischen ich mich draußen meinen Empfindungen überließ, wards in unserm Wirthshause lebendiger. Ein alter häßlicher Mann hatte sich mit seiner Geige eingefunden; ein Mädchen schlug dazu das Hackebret, und so war in eben der Zeit eine Tanzparthie zu Stande gebracht, zu der ich höflichst eingeladen wurde. Meine müden Füße mußten mich den guten Leuten entschuldigen; der Wirth übernahm es also, mich zu unterhalten. Er war, seiner Aussage nach ein rüstiger Gensjäger, und wußte mir von seine gefährlichen Abentheuern auf den Alpen viele Anekdoten zu geben...«

[Zweiter Tag.] »Die fröhlichen Tänzer hatten mich in der Nacht mit ihrer lärmenden Freude wenig schlummern lassen. Wir frühstückten; der Wirth gab uns auf unser Verlangen einen Zwirknäul, mit welchem wir den Abgrund unter der berühmten *Bandtenbrücke* zu ermessen gedachten... Der Wirth, welcher wahrscheinlich irgend einem seiner Getreuen ein gutes Trinkgeld zu verdienen gesinnt war, bot uns einen Wegweiser an... Er schilderte uns die Felsen, die Fluren, die Abgründe so schrecklich; erwähnte beyläufig, daß er vor einigen Nächten bestohlen worden sey — was wir auch in der Bezahlung unserer Rechnung spürten — muthmaßte, daß die Räuber sich in den Gebürgen, welche Glarus und Bündten scheiden, aufhalten müßten.«

Dank des die Verhältnisse besser kennenden Stäfner Begleiters, der sich auf ihrer beider gesunde Augen und Arme berief, mußte der Wirt in dieser Angelegenheit den Kürzeren ziehen. Zu Zweit schlugen sie die Richtung gegen den Talabschluß ein. »Die ganze Anmuth des Glarner Thales verlor sich itzt in einem allmählichen Uebergang zum Schauerlichen, Schwermüthiggroßen. Das Dorf *Lintthal*, sammt den zerstreuten Häusern jenseits des Flusses, welche der Name *Ennetlinth* umfängt, ist das ödeste, traurigste im ganzen Thale. Die Wohnungen sind armseeliger aneinander geflickt; aus quer ineinander gefügten, und zusammengelegten Balken aufgebaut, die meistens

auf einem, wenige Fuß hoch, gemauerten Grund ruhn; die Schindeldächer mit großen und kleinen Steinen beladen, damit sie der Wind nicht entführt. Zwar sind ebenso die meisten Häuser des Cantons Glarus... errichtet, allein selten so traurig, schmutzig und uneben; selbst die Menschengesichter schienen mir nicht mehr so hell und freundlich, als ich sie sonst gewohnt war zu finden.«

Die im Gegensatz zum hinter ihnen liegenden, nun von der Morgensonne begrüßten Dorfe, noch im kältenden Schatten ruhende, vom Durnagelbach verwüstete, von nackten, kahlen Felsentürmen eingeschlossene, in melancholischer Stille daliegende Landschaft bedrückte die Seele der einsamen Wanderer. Zschokke blieb oft stehen und betrachtete schauernd die Massen: »Um kein Fürstenthum in der Welt mögt' ich einen der damaligen Augenblicke verkaufen.«

Am Ende des Tales angelangt, passierten sie die Brücke über die Linth und kletterten dann, der junge Dichter in für Spaziergänge in der Stadt berechneten Schnürschuhen, den steilen Berg hinan. »Der Weg ist ziemlich schlecht; zuweilen glitschten wir im Kiessand eben so viele Schritte zurück, als wir vorher aufgegangen waren.«

Im bald darauf erreichten Wald ruhten sie sich eine Weile aus auf den Stümpfen der auffallenderweise »mehrere Schuh über der Wurzel« abgehauenen Bäume. Die von einer Pfeife Tabak gesprächig gemachten, in der Nähe arbeitenden Holzer klärten die Talleute dahin auf, daß, wenn man einen Teil des Stammes stehen läßt, man hoffen darf, die Wurzeln würden noch junge Sprößlinge treiben.

Sobald die Touristen nach einer Viertelstunde Weges aus dem Dunkel des Busches näher an die gegenüber aufragende Felswand herankamen, wurden sie der fürchterlichen Kluft gewahr, welche sie von jener Wand schied. Der Fußsteig senkte sich plötzlich, und sie standen auf der Pantenbrücke.

»Malen Sie sich in ihrer Phantasie zwey gegenüberstehende, weit von einander gerißne nackte, glatte Gebürgswände, so hochgetürmt, so weit hinausgedehnt, daß sie den dazwischen liegenden Raum nur selten der Sonne öffnen —, alles kahl und öde, wie in einer Wüsteney, aus welcher das Leben verbannt zu seyn scheint — Felsen an Felsen durcheinander gehügelt, bis in die Ferne —, über ihrem Haupte die schauerlichen Firnen der höchsten Alpen, mit ihrem verlegnen Schnee und ewigen Eise bedeckt, dessen blanken Panzer die Strahlen der Augustsonne vergeblich benagen — tief hinunter einen senkrechten Abgrund zwischen den Felsen, aus welchem der hinuntergesenkte Blick sich schüchtern zurückwindet, — die Klippen unten verworren

ineinander geschoben, wie ein zermalmttes Gewölbe, wo die Dämmerung endlich ganz zur Nacht wird — am Boden des Abgrundes, über Felsen und Felsen fallend, mit gräßlichem Schalle, wüthender Eile, bald von engen Klippen gepreßt, bald auseinander gelassen, einen Gebürgsstrom, — und über diesen Untiefen nun eine schmale gemauerte Brücke, von beyden Seiten an die Felswände geklebt — eine melancholische Dämmerung und Einförmigkeit über das Ganze: so haben Sie ein Bild der Gegend, welches Sie mattfarbig nennen, wenn Sie das Original mit eignen Augen sehen sollten.

Die Brücke ist allerdings mit ihrer finstern Umgegend eine von den Seltenheiten und Sehenswürdigkeiten der Schweiz; sie hängt gewölbt zwischen den Bergen, ohngefähr zehn Schritt lang und drey bis vier Fuß breit. An beyden Seiten ist sie mit einer aufgemauerten, schuhbreiten Einfassung besetzt, die aber kaum zwey Ellen hoch ist, und unzählige eingeschnittene Namen der Fremdlinge enthält, welche diesen Prospekt bewunderten. — Sie ist das grauenvollste Meisterstück eines Künstlers, wie ich es je gesehen habe...

Man hatte uns schon vorher im Walde gesagt, daß wir ein Schauspiel erblicken würden, welches sehr selten wäre — nämlich das Holzflößen. Schildern Sie sich mein Erstaunen, als ich in der perspektivischen Vertiefung der Felsen, unten am Bache Menschen gewahr wurde, welche mit langen Schifferhacken auf den aus den Fluten hervorgehenden einzelnen Klippen standen! Sie angelten die Holzkloben, die das Wasser mit sich wälzte, und oft in die Geklüfte warf, hervor. Sie glichen spielenden Kindern, die mit hölzernen Splintern auf den Wirbeln des Giesbaches tändelten. Schwindel und Schauer ergriffen mich beym Anblick dieser Handthierung, von der ich selbst gern glaube, daß sie weit gefahrvoller scheinen, als wirklich sein mag.

Das Toben der Gewässer drunten ist so betäubend, daß sich die Holzflößer unter einander, so nahe sie auch stehen mogten, nicht verstehen konnten. Entweder winkten und pfiffen sie einander zu, oder schryen aus Leibeskräften durch das Geheul der Wogenbrüche.

Ich bemerkte zwar zuweilen Holzblöcke und Balken, in der Luft fallend, aber konnte lange nicht entdecken, von wannen sie kamen.

Endlich gerieth ich auf die Spur ihrer Herkunft. Man warf sie oben von der Spitze eines Alpen, dessen schroffe Mauer sich uns zur rechten in die Wolken dehnte, herunter. Der von da weit abgeschleuderte Holzbalken glich in der Lufthöhe einem kleinen kurzen Stäbchen, mit dem die Lüfte tändeln; langsam schwamm das Stück herab; mit jedem Moment fiel es schneller, wurd' es größer, bis es,

mit unsern Augen in gleicher Linie, kennbarer wurde. Dann schwand ebenso wieder seine Größe, je tiefer es unter uns sank; bis es in den Strudeln des Wassers zu Grunde ging.«

Trotz etwelcher Ermüdung ließen es sich die Reisenden nicht nehmen, noch einige Stunden über die Pantenbrücke hinaus zur *Sandalp* hinaanzusteigen. Auf deren Ebene angekommen, erfrischten sie sich am klaren Bach, »dessen verschwemmte, kieselreiche Ufer uns die Unbeständigkeit seiner Wellen verkündeten. Das grüne Thal, umgürtet mit bewachsenen und kahlen Felsen und großen Schneeegewändern, welche der Sommer in die Klüfte zurückgesenkt hatte, zeigte uns weder Baum noch Strauch; alles war Wiese, Steingeschiebe und Schnee.

Wir wateten durch das Wasser, ungeachtet wir in der Ferne einen übergeworfnen Balken Brückendienst leisten sahn, und näherten uns den einsamen Wohnungen« — drei niedrigen Hütten, die man gleich mit dem Erreichen der Ebene wahrnehmen konnte. »Die Häuserchen waren aus Felsensteinen zusammengeleimt, kaum fünf Schuh hoch bis unter den weiten Vorschirm des steinbeladnen Schindeldachs, welcher im Sommer kühlenden Schatten, im Winter Schutz vor Schnee, Wetter und verschüttenden Lauinen gewähren muß.

Zwischen den Hügeln links sahen wir einige Stiere und Ziegen gehn — außer uns die einzigen lebenden Geschöpfe, die wir in der einförmigten Gegend erblickten.

Hinter einer der Hütten trat eine ehrwürdige Gestalt hervor, die wenns etwas dunkler gewesen wäre, ich für das Gespenst eines in diesen rauen Klippen Verunglückten gehalten haben würde, die izt aber viele Aehnlichkeit mit einem Scherasmin der Alpen besaß.

Eine Art von Biret, aus Stroh geflochten, bedeckte sein Haupt; ein aschgrauer Bart floß ihm von Kinn und Mund über die Hälfte der Brust; sein graues weites Wamms, seine grauen, faltenreichen Hosen gaben ihm etwas Großes, Wildes, im äußern; unter den Füßen hatte er hölzerne Sandalen, welche mit Riemen um den halb nackten Fuß befestigt waren.

Wir näherten uns ihm mit all der Ehrfurcht, die seinem Alter, oder dem gewaltigen, keulenförmigen Knotenstock in seiner Rechten gebührte. Er nahm uns freundlich auf, und hieß uns Ruhe nehmen auf seiner hölzernen Bank, die an der Sonnenseite der niedrigen Hütte stand. Da wir dem Alten auch die geheimen Wünsche unseres Magens nicht verschwiegen, regalierte er uns mit hartem und wei-

chem, altem und neuem, gesalznem und ungesalznem Käse, und saurer Milch.«

Zschokkes »Plänchen« einer Tödibesteigung mußte der Senne natürlich als Narrheit von Städtern einschätzen, und konnte und wollte deren Begehren nach Eisschuhen nicht willfahren. Schließlich gab er sich dazu her, ihnen einen Weg zu weisen und gab ihnen »seine eigne Person zur Salvegarde durch die Küh- und Stierenheerden«. In immer unwirtlicheres Gelände geratend, verspürten die alpinen Dilettanten bald genug Ohnmacht und Einsamkeit als schreckliche Bedrohung. Sie kehrten um, suchten durch Nebel ihren Weg zurück, und waren überglücklich, einem von Disentis herkommenden Pferdehändler zu begegnen, in dessen Gesellschaft sie ungefährdet wieder zu Tal gelangten.

»Das Abenteuer war bestanden. Ich bin wieder in Zürich, und niemand freut sich herzlicher darüber als ich selbst. Ich werde acht oder vierzehn Tage die Stube hüten müssen, denn der linke Fuß ist mir geschwollen. Wahrscheinlich ein Andenken vom Tödi und meinen Schnürstiefeln ...«

Vom Volke in seiner Gesamtheit nahm Zschokke den Eindruck einer freundlichen Bevölkerung mit. Auch wo die Reisenden nicht einkehrten, tönte ihnen überall ein aufrichtiges »Willkommen uns« entgegen. Eben wegen dieser ihrer Freundlichkeit und ihrer natürlichen Intelligenz fühlt Zschokke nicht nur zu den schönen Ennedaerinnen, sondern zur Bevölkerung im ganzen sich hingezogen: »In Deutschland, wo der Bauer meistens noch Sklav ist, wo er so wenig Gelegenheit hat, sein besseres Selbst anzubauen, wird man, ohne die unerträglichste Langeweile, sich nicht lange mit einem oder dem andern aus dem Landvolk unterhalten können; in Glarus, und fast den meisten Gegenden der Schweiz, kann man ohne Ermüdung unter diesen gesunden, natürlichen Leuten leben«.

Einzig in nachstehend näher bezeichneter Richtung, denkt Zschokke mit einigem Zweifel an das künftige Wohlbefinden unseres Volkes. Ungeachtet der Wohlfeile von Wein und Most sei ein Surrogat aufgekommen — »und dies ist der Kaffee mit Cichorien versetzt. Ich fand den Kaffee besonders in Glarus und den Gegenden am Zürichsee sehr gemein. Man schlürft ihn nicht etwa aus kleinen Tassen, sondern trinkt oder löffelt ihn aus großen *Näpfen* mehreremal des Tags, da sich denn die Familie um den großen *Topf* versammelt. Ich weiß nicht ob Bedürfnis oder Luxus dies sonderbare, und ziemlich dünne Getränk eingeführt und allgemein gemacht habe,

aber noch weniger, ob dies Nahrungsmittel der Gesundheit und der Consistenz, besonders späterer Generationen vorteilhaft seyn mag?»

Gewiß zählten unter die Leser von Zschokkes bereits 1797 erschienener »Wallfahrt« auch des Verfassers Freunde in Ennenda. Sie und mit ihnen alle ihre Landsleute mußten ihm Dank wissen um seine Rehabilitierung der noch vor kurzem wegen des Hexen-Handels verschrieenen Glarner. Wie wohltuend mußte es sie berühren, ihren Kanton als »das reizende, seelenerhebende Glarusland« gepriesen zu finden!

*

Ein »Ueber den Flecken Glarus« betitelter, mit F. gezeichneter Beitrag, welchen man im »Helvetischen Calender für das Jahr 1798« findet, stammt höchst wahrscheinlich aus der Feder von Professor *J. Caspar Fäsi**. Der Artikel wurde, nach Angabe des Verfassers, geschrieben im Oktober 1797, für welchen Zeitpunkt Fäsis Anwesenheit in Glarus durch folgende Briefstelle wohl genügend beglaubigt ist: »Hofrath (Johannes von) *Müller*, der sich lange bei dem be... Ratsherrn und Pannerherrn *Zwicky* in Glarus aufhielt, sprach ich nicht. Ich war auf ein Abendessen, wozu eine ganze Suite (auch Professor *Fäsi* und *Bernold* in Wallenstadt) zusammenkam, eingeladen, wurde aber verhindert, daran Antheil zu nehmen. *Zwicky* bildete sich viel auf seinen Gast ein, und nach seiner Art mußte alles flott hergehen. — Ist's wahr, daß... Bürgermeister *Wyß* dem Herrn Prof. *Fäsi* deswegen einen so derben Verweis gegeben, daß er den Revolutionär *Zwicky* in Glarus besucht habe?« (J. R. Steinmüller an H. C. Escher am 15./26. Nov. 1797.)

Fäsis Artikel läßt die Verantwortlichkeit verspüren, die der Verfasser den Lesern und sich gegenüber empfand. Ungeachtet er sich auf Mittheilungen über den Hauptort Glarus beschränkt, ist sein Bericht reicher und wertvoller als mancher andere, den ganzen Kanton einbeziehende. Fäsi plaudert nicht; was er mittheilt, verrät eine unsentimentale, selbständige, freimütige, fortschrittlich gesinnte Persönlichkeit, die sich auch um Verständnis für die Arbeitnehmer bemüht, die aber allerdings in der Angelegenheit der Kinderarbeit in der Fabrik noch zu einseitig sieht. Seinen Reisebericht kürzen wir um wenige Stellen topographisch-geologischen Inhalts, um die Briefformalitäten und um eine handelsgeschichtliche, schon damals längst bekannte Notiz.

* J. Caspar Fäsi (1769—1849), Professor der Geschichte an der Kunstschule in Zürich.

»*Ueber den Flecken Glarus*. Geschrieben im Oktober 1797: ... Der Flecken Glarus hat gar keine reizende Lage, in einem engen schmalen Thal, von hohen, ihn beschattenden Bergen eingeschlossen, würde man hier eher ein Kloster, einen Aufenthaltsort von Leuten, die sich von der Welt ganz zurückgezogen, als dem Wohnort der thätigsten, unternehmendsten und spekulativsten Menschen vermuthen. Das Unangenehme dieser Lage rührt vorzüglich von dem hohen, ganz nackten und nur höchst sparsam mit niedrigen Sträuchern bewachsenen Glärnisch her, der dem Flecken gegen Westen liegt und demselben dormalen schon um 2 Uhr Nachmittags den Genuß der wohlthätigen Sonnenstrahlen raubt. Indessen ist selbst die Nacktheit dieser ungeheuren Felsmasse nicht ohne alle Schönheiten, nur daß nicht jeder mann Gefühl für dieselben besitzt ...

... Der Ort selbst ist groß und städtisch gebaut, die Straßen und Gassen sind zwar nicht gerade und breit, indessen doch, wenn man die Straße bey der Kirche ausnimmt, weder krumm noch enge zu nennen: die Häuser stehen größtentheils in langen Reihen, und zeugen sowohl von Reichthum als von Wohlstand, kein einziges von Mangel, Armuth und Elend. Die der Reichen unterscheiden sich von denen der Wohlhabenden nicht durch äußern, neuern unrepublikanischen Prunk, höchstens durch mehrere Größe und bequemere, geschmackvolle Einrichtung. Mit einem Wort, man sieht keine Paläste und Häuser von Quadersteinen, aber auch keine elende, halb verfallene Hütten — ein Beweis, daß die Reichen ihr Vermögen nicht auf Kosten ihrer Mitbürger sammeln.

Die öffentlichen Gebäude, die Kirche, das Rathaus, das evangelische Schulhaus, die Zeughäuser, zeichnen sich gar nicht durch Größe oder Schönheit aus — die Kirche ist, glaube ich die schlechteste im ganzen Land und wirklich schadhaft. Die Ursache daran ist, daß beide Religionsparteyen sie gemeinschaftlich besitzen und sich bisher weder wegen einem Auskauf, noch wegen einem gemeinschaftlichen Bau miteinander vergleichen konnten. Es ist auch nicht zu erwarten, daß darüber sobald ein Vergleech zustand kommen werde, da die Anerbietungen der Catholischen, welche, ungeachtet ihrer geringen Anzahl, doch die Hälfte der Kirche und den Vorraum besitzen, allzu gering sind. Das Rathaus ist ein altes sehr einfaches Gebäude, dessen Inneres kaum noch dem Aeußern entspricht; indessen denkt die Regierung mit Recht, zweckmäßige und weise Beschlüsse erhalten in einem unansehnlichen Gebäude eben das Ansehen und die Kraft, als in einem glänzenden und prachtvollen, dessen Erbauung dem nicht sehr beträchtlichen Aerarium ohnehin

zur Last fallen würde. Von außen hat es gar nichts auszeichnendes, als die Wappen aller XIII Cantone, unter denen das des Landes selbst den ersten Platz einnimmt. Auf dem Vorsaal oder Laube sind einige Geweihe von Steinböcken, einem nun aus den Glarneralpen verschwundenen Jagdthier, von solcher Größe, daß schon mehrere Fremde an ihrer Aechtheit zweifelten, bis sie durch abgesägte Stücken des Gegentheils augenscheinlich überzeugt wurden.

Der Zeughäuser sind in Glarus drey, ein allgemeines, eins der Reformierten und eins der Catholischen. Sehr begreiflich wird man von einem so kleinen Land, welches überdies einen einzigen fahrbaren, aber sehr leicht zu beschützenden Eingang hat, keine große Vorräthe fordern, und umso weniger da die Verschiedenheit der Religion auch bis auf diesen Gegenstand Einfluß hat. Indessen kann ich versichern, daß besonders das der Reformierten meine Erwartung weit übertroffen hat, daß überhaupt das Militär sehr gut eingerichtet ist, und daß die Mannschaft, deren Uebungen ich mit Aufmerksamkeit zusah, alle andere Schweizermilitz in Rücksicht der Geschwindigkeit in den Handgriffen, in Genauigkeit im Marschieren, in Gleichförmigkeit der Waffen und Kleidung und im Gehorsam gegen ihre selbstgewählten Offiziers, die sich natürlich weder Korporalsflüche noch Stöcke erlauben dürfen, übertreffe. Nur schade, daß bey dem Reichthum von vortrefflichen Schützen kein Jäger- oder Scharfschützencorps errichtet ist; indessen wenn man gute Schützen hat, so hat man auch bald ein besonderes Corps aus ihnen gebildet.

Auf dem Ev. Schulhaus befindet sich die evangelische Landesbibliothek, welche aus Beyträgen von Liebhabern angeschafft wird, und unter ihnen circulieren; allein der Catalog derselben beweist, daß die Prediger allzu vielen Einfluß auf die Anschaffung haben.

Die größte Merkwürdigkeit sind aber unstreitig die zahlreichen Cottun-Druckereyen, deren Anzahl sich von Zeit zu Zeit vermehrt, die höchst beträchtliche Geldsummen in Umlauf bringen und nicht bloß Erwachsenen, sondern auch kleinen Jungen Nahrung und Brodt geben. Die Fabrickgebäude sind kaufmännisch, das ist, zweckmäßig, geräumig, aber prachtlos und meistens von Balken oder Fachwerk erbaut. Ihre Lage ist bequem und vortrefflich, an einem wasserreichen Quellbach, der eine Viertelstunde ob dem Flecken am Fuß des Glärnisch entspringt. Die Waaren, welche sie liefern, finden ungeachtet der häufigen Concurrrenz, wegen ihrer innern Güte und Dauerhaftigkeit der Farben, immer starken Absatz. Diese Eigenschaften rühren theils von der Beschaffenheit der Materialien und Droguen, vornehmlich aber von den Arbeitern her. Die Arbeiter

sind alle Eingeborne, sie besitzen also mit dem Eigenthümer der Fabriken, oder mit ihren Herren gleiche Rechte. *Dieser Umstand zwingt die letztern, jenen freundschaftlich, gütig und liebevoll zu begegnen, und dieses Betragen wird dann natürlich auch durch Anhänglichkeit und eine auf das Gefühl von eigenem, innerem Werth, nicht auf das Gefühl von Schwäche und Abhänglichkeit gegründete Achtung erwidert.* Herr und Arbeiter leben in einer solchen Fabrick noch ganz patriarchalisch: feyert der Herr einen Geburts- oder andern Freudentag, so speisen seine Leute alle an seinem Tisch; ein gleicher freudiger, zutrauensvoller Ton herrscht unter der ganzen Tischgesellschaft, und kein Hochmuth, kein Wort, das an Abhänglichkeit erinnert, äußert sich bey einem solchen Mahle. Eine solche Behandlung, verbunden mit einem *sehr ansehnlichen Tag- oder Wochenlohn*, macht daß die Arbeiter die Fabricke gewissermaßen als ihr Eigenthum ansehen, ihre Ehre, ihre Existenz mit der Ehre und der Dauer derselben innigst und unzertrennlich verbunden achten, daß sie daher *besser und mehr* arbeiten als in keinem andern Lande geschieht; daß auch die Arbeiter niemals oder nur höchst selten ihre Herren ändern und gewöhnlich in ihrem Dienst absterben. Diese Anhänglichkeit erstreckt sich sogar oft auf politische Gegenstände, oft schon hat man auf den Landsgemeinen bemerkt, daß die Arbeiter einer Fabrick alle der Meinung ihres Herren folgen, und sich ganz nach ihm richten: eine Folge die unstreitig für den Staat gefährlich werden könnte, wenn es je möglich wäre, daß Leute die, ungeachtet ihres Standes, dennoch mit ihren Rechten und Freyheiten sehr genau bekannt sind, sich zu ihrem eigenen Schaden mißbrauchen ließen.

Ueberhaupt besitzt meines Bedünkens kein Volk der Schweiz, selbst die industriösen Neuenburger nicht ausgenommen, eine solche *Kraft der Thätigkeit und des Emporstrebens* wie die Glarner, (welche denn durch Zusammensetzung und Vereinigung von mehrern den höchsten Grad erhält; so gibt es z. B. mehrere Handelsgesellschaften von sechs bis zwölf Mitgliedern). Niemand weiß alles so zu benutzen und vortheilhaft an Mann zu bringen wie sie... Wie durchreisen sie nicht alle Länder Europens, selbst andere Welttheile, um ihren Waaren den besten Absatz zu verschaffen? und zwar mit einer Einfachheit, mit einer Sparsamkeit, die dem unpartheyschen Beobachter Bewunderung abzwingt, und nur von dem Weichling, der die durch seines Vaters Thätigkeit gesammelten Schätze in Unthätigkeit mißbraucht, mit dem Namen des *Geitzes* gebrandmarkt wird.

Außer diesen Reisenden, welche nach dem Beschluß der Leipziger und Frankfurter Herbstmessen wie Zugvögel wieder nach Hause,

und zwar meist zu Fuß zurückkehren: giebt es dann noch sehr viele, welche sich in andern Ländern etablieren; sich oft ein Vermögen von mehreren Hunderttausenden sammeln, aber allemal wann sie sich eine beträchtliche Summe erworben, Söhnen oder Landsleuten, welche sie selbst nachgezogen und gebildet, ihre Etablissements abtreten und in ihr Vaterland zurückkehren...

Kein Ort in der Schweiz von dieser Größe hat daher auch so viele gebildete Leute aufzuweisen wie Glarus, und ein Fremder, von welcher Nation er auch immer seyn mag, wird immer Männer hier antreffen, die sich mit ihm über sein Liebstes, sein Vaterland, Tage lang unterhalten können...

Die Bevölkerung des Fleckens konnte man mir nicht ganz zuverlässig angeben, da die Zahl der Catholicken (die übrigens den Reformierten an Industrie sehr nachstehen, jedoch ihre Glaubensgenossen in Näfels an dieser Tugend weit übertreffen) nicht genau bekannt ist; jedoch ist es nicht übertrieben, wenn man für den *Tagroen* (Gemeinheit, Distrikt) von Glarus 2700 Einwohner annimmt, deren Anzahl sich alljährlich beträchtlich vermehrt. Ein Beweis dieser Zunahme der Bevölkerung sind die vielen neuen Häuser, die alljährlich von allen Klassen der Einwohner gebaut werden. Ich zählte in einer Reihe über 30 seit 20 Jahren gebaute Baurenhäuser, und dormalen werden mehr als 10 neue Fabrick- und Wohngebäude von Grund auf neu aufgeführt, deren Bauart von gutem Geschmack zeugt, besonders gewinnt dadurch der große Platz, auf welchem die allgemeinen Landsgemeinen gehalten werden, sehr durch diesen Baugeist...«

*

Der Uebersetzer J. B. Say teilt auf Seite XII des ersten Bändchens des »Nouveau voyage en Suisse« in einem »Avertissement« mit, daß dessen Autor, *Helen-Maria Williams* (1762—1827), als Verfasserin von Dichtungen, worin »l'amour de la liberté, celui de l'humanité, de la tolérance religieuse... percent à chaque page« an der Spitze der weiblichen Schriftstellerinnen des zeitgenössischen England stehe. Ihr besonderes Verdienst sei es, in den neun Bänden ihrer »Lettres sur la révolution française« ihre Landsleute richtig über die inneren Umwälzungen in Frankreich orientiert zu haben.

Ihre Schweizerreise, die sie im Sommer des Jahres 1797 auch kurz ins Glarnerland führte, unternahm die seit 1788 als eifrige Girondistin in Paris lebende Engländerin bei Gelegenheit ihrer Flucht



Martinsloch
Besson - Niquet, 1777

vor Robespierre. Die dem Glarnerland gewidmeten Zeilen ihrer Reisebeschreibung finden sich auf den Seiten 37—52 im zweiten Bändchen der französischen Uebersetzung. Trotz der Versicherung in der Vorrede (S. XV), ihre Skizzen seien »tracées non d'après les livres, mais d'après la nature«, verraten jene Zeilen der Verfasserin Abhängigkeit von *Ramond* (dessen Eleganz der Uebersetzung Coxes ins Französische sie ausdrücklich hervorhebt). Wenn H. Williams in engster Anlehnung an *Ramond* vom Glarnerland schreibt: « il faut convenir que les mœurs y sont d'une pureté exemplaire; il ne s'y commet point de crimes capitaux; il y a vingt ans que les tribunaux ayant condamné un homme à mort, on fut obligé de faire venir un bourreau de l'étranger », so ist die Verfasserin dahin zu korrigieren, daß es mit den erwähnten 20 Jahren wohl seine Richtigkeit damals hatte, als *Ramond* unser Land bereiste, daß inzwischen aber der leidige Hexenhandel mit all seinem Drum und Dran die »pureté des mœurs« zu bestätigen schlecht geeignet war.

Auch über die inneren Einrichtungen des Landes unterrichtete sich H. Williams vornehmlich bei *Ramond* und unterließ nicht, das Wesentliche von dessen Landsgemeindebericht ihrem »Nouveau voyage« einzufügen. Angesichts der dort von *Ramond* nicht verhehlten starken Genugtuung darüber, daß ebenfalls anwesende Engländer Zeugen der Bündnisfreudigkeit der Glarner mit dem französischen Königreich sein konnten, sagt sie sich: Wohl können jener überbordenden Frankreich-Begeisterung der Glarner ehrenhafte Motive zugrunde gelegen haben; es sei aber doch merkwürdig, daß das demokratische Glarus zu dem despotisch regierten Frankreich so *viel*, daß sämtliche helvetische Demokratien zum befreiten Frankreich so *wenig* Sympathie bezeigt haben. « L'avarice autant que la superstition, a fait haïr la révolution française aux habitants des petits cantons; car elle a rompu un certain traité d'amitié intéressée qui existait auparavant entr'eux et la France. »

Das Wohlbefinden des Volkes in Demokratien, d. h. in Staaten, wo das Volk der Souverän ist, betreffend, sagt sie: « le bonheur d'un peuple ne consiste pas tant dans l'exercice constant de sa souveraineté, que dans la faculté de la confier à des magistrats pris dans son sein, responsables, et surtout amovibles. » — Tadelnswert erscheint auch ihr das Solddienstnehmen freier Männer; schwer verständlich an allen in andere Gegenden ihre Landvögte schickenden demokratischen Kantonen bleibt für sie, daß deren »gouvernement, quoique démocratique à l'égard des individus qui partagent la souveraineté, est une véritable aristocratie à l'égard de tous les autres. »

Ramonds Ansicht, daß die Natur, dank der schwer zugänglichen Berge, mit denen unser Land umgürtet sei, dieses zum unverletzlichen Asyl der Freiheit bestimmen wollte, stimmt sie zu, fühlt sich aber gedrängt zu erklären: « Mais sans l'esprit de liberté, ils auraient été d'un faible secours. »

Die nach H. Williams stets wiederkehrenden Klagen der Schweizerreisenden über die gesalzenen Rechnungen der Gasthöfe findet die Engländerin wohlbegründet. Glarus ist in dieser Hinsicht nicht besonders erwähnt, erhält aber auch kein Lob wie z. B. M. Wizard in Biel: « Son auberge est une des meilleures et des moins chères de toute la Suisse. »

In Walenstadt angekommen, zeigte sich die Williams nicht geneigt, die Stunde günstigen Ostwindes zur Fahrt nach Weesen abzuwarten.

« ... Nous nous décidâmes à nous rendre indépendens de son caprice, en allant par terre le long du bord méridional du lac et à travers les montagnes, à *Glaris*. On nous assura que le chemin était très praticable, et, à la rigueur, il pouvait passer pour tel aux yeux des habitans et des nôtres, accoutumés maintenant aux difficultés; mais comme les transports se font ordinairement par eau, on ne donne aucun soin à son entretien. Dans quelques endroits nous étions forcés de passer dans le lac; ailleurs il nous fallait grimper sur des rochers, nous confiants toujours plus à l'adresse et à la prudence de nos chevaux qu'à notre propre jugement. Mais l'admiration que nous causaient les aspects que nous rencontrions, nous faisait souvent oublier les dangers de la route.

De ce côté du lac les montagnes sont couvertes de pâturages et de bois agrestes, semés de hameaux et de chaumières, jusqu'aux sommets les plus élevés et coiffés de neige, qui couronnent les chaînes du Canton de Glaris. Sur le côté opposé du lac, le *Glattemand* levait sa tête perpendiculaire, à près de deux mille pieds au dessus du niveau de l'eau, et dans un grand espace n'offrait qu'un mur inaccessible où tout abordage était impraticable. Du sommet encore plus élevé d'*Ammon*, l'*Ammenbach* tombait en magnifiques cataractes, et la majesté du spectacle, le mugissement de cette grande masse d'eau, adouci par l'éloignement, nous retinrent quelques instans en extase.

Après un trajet de quelques heures, nous fûmes obligés de quitter le lac et d'entrer dans les montagnes de *Kerenzen*. Ici le chemin devint encore plus dangereux; quelques fois des masses énormes s'avançaient audessus de nos têtes; plus loin, un sentier étroit nous soutenait au bord du précipice, et plusieurs fois nous ne dûmes notre salut qu'à

l'habitude qu'avaient prise nos chevaux, de parcourir les Alpes; ils y étaient devenus aussi habiles que des chèvres.

Il est rare que les montagnes de la Suisse fournissent des points de vue fort étendus; cependant celui dont nous jouîmes à *Kerenzen* ne nous laissa point à regretter le vent d'est, et nous paya de nos fatigues. Nous étions alors parvenus à une grande hauteur dans les montagnes de Glaris; tous les objets que nous n'avions alors aperçus que successivement, se découvrirent à-la-fois à nos yeux. L'énorme chaîne des rochers qui contiennent le lac de *Wallenstadt* au nord, s'abaissait maintenant devant nous et ne nous paraissait plus qu'une bordure. Sur le derrière des montagnes où nous étions, l'œil bondissait de sommets en sommets jusqu'aux glaciers du Tirol, dont le soleil couchant teignait de pourpre les neiges lointaines. Du côté opposé, le soleil, surmonté d'un dais de nuages éclatans, s'approchait du lac de Zurich que nous avions en perspective, et enflammait sa surface toute entière; et quand nous regardions ce lac avec nos lunettes, ses eaux mouvantes nous représentaient le disque solaire vu dans un télescope, et ses bateaux, les taches qu'on découvre à la surface de cet astre.

Pendant que ce vaste et riche spectacle occupait exclusivement notre attention, les paysans qui s'étaient rassemblés autour de nous des huttes voisines, et dont quelques-uns avaient obtenu, par occasion, de lorgner dans nos lunettes*, nous avertirent qu'un orage se formait sur le lac de *Wallenstadt*, et que nous en serions peut-être atteints avant d'être rendus au village où nous avions laissé nos chevaux. Nous n'apercevions aucun signe d'orage, mais l'œil exercé de nos montagnards ne s'était point trompé; le tonnerre gronda bientôt sur les rochers du bord opposé, et nous n'avions pas encore fait beaucoup de chemin que notre montagne elle-même se trouva enveloppée d'éclairs dont les dards tortueux se croisaient en tout sens, en revêtant toutes les formes et toutes les couleurs.

Il ne nous arrêterent pas; les paysans nous avaient assurés que dans la région où nous étions, ils étaient sans danger. Arrivés à notre village, nous renvoyâmes nos guides, et nous contemplâmes d'un œil non moins étonné, mais plus rassuré, un autre phénomène. Le palais de l'orage, dont nous n'avions encore vu que les avant-coureurs, s'avança lui-même, lent et noir, comme si une des montagnes environnantes se fût mise en marche. Nous envisageâmes bientôt plus facilement cette masse énorme et lourde en apparence, lorsque la lune se levant derrière nous, la frappa de ses rayons, et dessina, sur

* »lunettes« hier nicht Brille, sondern Ferngläser.

sa surface, un arc-en-ciel bien formé, mais doux dans ses nuances. L'air se calma: cette montagne de vapeurs s'arrêta, s'évanouit et libéra notre attention qu'elle avait enchaînée.

Le lendemain matin, nous traversâmes le *Walemborg* et descendîmes dans la vallée de *Glaris*, à travers des forêts de pins et des prairies peuplées de bestiaux. A chaque pas le lac de Zurich et les coteaux qui s'élèvent de ses bords, variaient les plus riches aspects. Au débouché de cette vallée se trouvent deux ou trois agréables villages... La ville de *Glaris* est proprement bâtie, et sa rue principale est ornée de fontaines... L'aspect de *Glaris*, enseveli entre des montagnes élevées et presque verticales, que l'orage du soir précédent avait couvertes d'une couche de neige, est fort bizarre, mais un étranger qui parcourt cette vallée doit remarquer, avec surprise, que la ville est placée dans sa partie la moins avantageuse...

Glaris offre un exemple aimable de tolérance religieuse. Tandis que dans les autres gouvernemens de Suisse, la religion dominante ne souffre point de partage, ici la diversité de foi n'en entraîne aucune dans la charité qui doit régner entre frères... L'église est commune entr'eux, aussi-bien que tous ses ustensiles, l'orgue excepté; on suppose apparemment qu'il ne saurait à-la-fois produire des sons orthodoxes et des sons hérétiques*.»

*

Dr. med. *Chr. Girtanner*, geboren 1760 in St. Gallen, ging 1780 in seine deutsche Heimat, um dort, in Göttingen, Medizin zu studieren. In dieser Stadt übte er nach vollendetem Studium seinen Beruf aus, bis zu seinem frühen Tode im Jahre 1800, in welchem auch sein »Vormaliger Zustand der Schweiz« erschien. Als »Augenzeuge« schildert er darin den vormaligen, d. h. vorrevolutionären *glücklichen* Zustand der Schweiz. Aus der »Vorrede des Verfassers« darf mit Sicherheit geschlossen werden (vgl. p. XIX), daß Girtanner unser Land besucht hat, und zwar muß dies 1798 oder 1799 geschehen sein. Aus

* Im Hinblick auf die geistigen Bedürfnisse glarnerischer Zeitgenossinnen einer Helen Maria Williams, ist es interessant zu erfahren, daß z. B. eine *deutsche* Uebersetzung von Williams »A Tour in Switzerland« (»Briefe auf einer Reise durch die Schweiz« — Tübingen 1802) beim 1815 erfolgten Tode der Besitzerin, Stiftsamtswärterin *Maria Magdalene Tschudy-Hauser* sich auf deren Bruder, Marianus Walther Hauser vererbte. Solches entnehmen wir dem, im Besitz des Verfassers befindlichen »Alphabet. Schriften-Verzeichnis« des eben genannten Näfelser-Bürgers, der es wohl verdient, daß seines in bewegten Dezennien (1777—1850) ablaufenden Lebens einmal ausführlicher gedacht wird.

der Vorrede (p. VII) darf beiläufig noch entnommen werden, daß Girtanner den Kaplan Coxe persönlich gekannt und mit diesem zusammen »dem ehrwürdigen Dichter-Greise Geßner, auf dessen Landhause im Sihl-Walde« einen Besuch abgestattet hat.

Girtanners Buch ist seiner Form nach kein »Reisebericht«, jedoch enthält es eine Anekdote, die er mit größter Befriedigung eben während seines Aufenthaltes in Glarus zur Kenntniss genommen haben muß:

Als nach dem Einrücken der Franzosen in die Schweiz ein ehrgeiziger Franzosenfreund nach dem andern an eine der so oft unbesetzten Stellen des Helvetischen Direktoriums in Bern sich drängte, »machte ein Landmann, im Kantone Glaris, auf eine originelle Weise über diese Regierungswuth sich lustig. Er hatte ein neues Wirthshaus gebauet. Dieses nannte er: *zu den drei Narren*. Das Schild stellte die Fortuna vor, welche das Glücksrad umdrehte. Auf dem Rade stand oben, aufrecht, ein Mann mit einer Narrenkappe, und mit der Aufschrift: *Ich regiere*. — Auf der rechten Seite wurde ein anderer Narr abwärts gedreht, bei welchem geschrieben stand: *Ich habe regiert*. Auf der linken Seite wurde ein dritter Narr aufwärts gedreht, mit der Umschrift: *Ich hoffe auch noch zu regieren*. Diese Kritik der Revolutions-Regierung fand außerordentlichen Beifall und verschaffte dem Manne eine Menge von Gästen.«*

Wenn einer der Reisenden mit vorgefaßter Meinung unser Land betrat, so war es Girtanner. Es wundert uns deshalb nicht weiter, daß er zum Zeugnis glarnerischer Rechtlichkeit die Geschichte von Roberts Pferde-Kauf aufwärmt.

V. Internationale Reisende des 19. Jahrhunderts. (Moderne.)

E. F. Lantier's »Les voyageurs en Suisse« — dessen erste Auflage in »Paris, an XI« herausgekommen ist, erlaubt die Annahme, des Verfassers Besuch im Glarnerland hätte um 1802 stattgefunden. Auf anderthalb Seiten des dritten und letzten Bandes ist alles aufgezeichnet, was Lantier von seinem offenbar vom Wetter wenig begünstigten Aufenthalt zu berichten weiß. Es ist, abgesehen von der Quintessenz, das Herkömmliche. Jene lautet: «Le canton de

* Laut Jahrbuch V (1869), pag. 53/54, könnte es sich hier um das Wirthshaus des Kath. Alt-Ratsherrn *Dürst*, oder um jenes des Hrch. *Simmen*, beide in Glarus, handeln.